Die Fünfundvierzig.

Historischer Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Band.

Augsburg, 1847.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Alexander Dumas



Deutsch

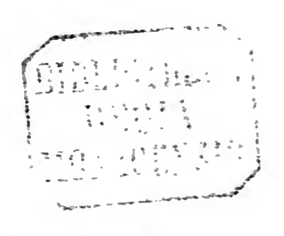
von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Siebenundzwanzigster Band.

Die Fünfundvierzig.

Augsburg 1847.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.



Erstes Kapitel.

Das Thor Saint-Antoine.

Etiamsi omnes!

Am 26. October des Jahres 1585, waren die Barrièren des Thores Saint-Antoine, gegen alle Gewohnheit, um halb eilf Uhr Morgens noch geschlossen. Um drei Viertel auf eilf Uhr zog eine Wache von zwanzig Schweizern, die man an ihrer Uniform als Schweizer der kleinen Cantone, das heißt; die besten Freunde des damals regierenden Königes Heinrich III., erkannte, aus der Straße La Mortellerie hervor, und marschirte nach dem Thore Saint-Antoine, das sich vor ihnen öffnete, und hinter ihnen wieder schloß; einmal außerhalb dieses Thores, stellten sie sich die Hecken entlang auf, welche, außerhalb der Barrière, die auf jeder Seite der Straße zerstreuten Einfriedungen säumten, und drängte durch ihr bloßes Erscheinen eine beträchtliche Zahl von Landleuten und kleinen Bürgern zurück, die von Montreuil, von Vincennes oder von Saint-Maur kamen, um vor Mittag in die Stadt zu gehen, was sie nicht zu thun vermochten, da sie, wie gesagt, das Thor geschlossen fanden.

Wenn es wahr ist, daß die Menge auf eine natürliche Weise die Unordnung in ihrem Gefolge hat, so

hätte man glauben mögen, daß durch die Sendung dieser Wache der Herr Oberrichter der Unordnung zuvorkommen wollte, die am Thore Saint-Antoine stattfinden könnte. In der That, die Menge war groß; auf den drei zusammenlaufenden Straßen, und zwar in jedem Augenblicke, kamen Mönche aus den Klöstern des Weichbildes an, Weiber, seitwärts auf den Saumsätteln ihrer Esel sitzend, Bauern auf Karren, diese bereits ansehnliche Masse anschwellend, welche die ungewohnte Verschließung der Thore an der Barrière aufhielt, und Alle verursachten durch ihre mehr oder minder dringenden Fragen eine Art von Lärm fortbrummenden Basses, während bisweilen einige Stimmen, den allgemeinen Tonumfang überschreitend, bis zur Octave der Drohung oder Wehklage hinaufstiegen. Man konnte, außer dieser Masse von Ankommenden, die in die Stadt gehen wollten, auch einige besondere Gruppen bemerken, die aus ihnen hervorgegangen schienen. Diese, anstatt ihre Blicke durch die Zwischenräume der Barrièren in die Stadt zu richten, wendeten kein Auge von dem durch das Kloster der Jacobiner, die Priorei zu Vincennes und das Kreuz Faubin begrenzten Horizonte ab, wie wenn auf einer von diesen drei fächerförmigen Straßen irgend ein Messias zu ihnen kommen sollte. Die letzteren Gruppen glichen so ziemlich den ruhigen Inselchen, die sich in mitten der Seine erheben, indessen um sie herum das Wasser wirbelnd und spielend ein Stückchen Rasen oder einige alte Weidenstämme ablöset, die, nach kurzem unschlüssigen Gaukeln auf den Strudeln, zuletzt der Strömung folgen. Diese Gruppen, auf welche

wir dringend zurückkommen, weil sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, bestanden größten Theils aus Pariserbürgern, die sehr hermetisch in ihre Beinkleider und Wämser gestopft waren; denn das Wetter, was wir zu sagen vergaßen, war kalt, der Wind schneidend, und dicke, nahe am Boden hinstreifende Wolken schienen den Bäumen die letzten vergilbenden Blätter, die sich noch traurig auf ihnen wiegten, entreißen zu wollen. Drei von diesen Bürgern plauderten miteinander, oder vielmehr Zwei plauderten, und der Dritte horchte zu. Drücken wir unsern Gedanken besser aus, und sagen wir: der Dritte schien nicht einmal zu horchen, so groß war die Aufmerksamkeit, mit welcher er gegen Vincennes schaute.

Beschäftigen wir uns zunächst mit diesem Letzteren. Er war ein Mann, der eine hohe Gestalt haben mußte, wenn er aufrecht stand; aber in diesem Momente waren seine langen Beine, mit denen er, wie es schien, nichts zu thun wußte, wenn er sie nicht zu ihrer wirklichen Bestimmung verwendete, unter ihm eingebogen, während seine verhältnißmäßig nicht minder langen Arme, als seine Beine, sich auf seinem Wamse kreuzten. Mit dem Rücken an die Hecke gelehnt, durch die elastischen Gebüsche gehörig gestützt, hielt er mit einer Hartnäckigkeit, welche der Vorsicht eines Mannes glich, der nicht erkannt zu werden wünscht, sein Gesicht hinter seiner breiten Hand versteckt, nur ein Auge riskirend, das seinen durchdringenden Blick zwischen dem Mittel- und Ringfinger schleuderte, die nur so weit voneinander abstanden, als es für den Durchzug des Gesichtsstrahles durchaus noth-

wendig war. Neben dieser sonderbaren Person plauderte ein kleiner, auf einen Erdhügel gekletterter Mann, mit einem dicken Manne, der auf dem Abhange des nämlichen Erdhügels strauchelte, und bei jedem Straucheln an den Knöpfen des Wamses seines Mitsprechers sich hielt. Dieß waren die beiden andern Bürger, mit jener sitzenden Person die cabbalistische Zahl Drei bildend, deren wir in einem der vorhergehenden Absätze erwähnten.

„Ja, Meister Miton," sagte der kleine Mann zu dem dicken, „ja, ich sage und wiederhole es, daß es hunderttausend Personen um das Schaffot des Salcède herum geben wird, hunderttausend wenigstens. Sehet, ungerechnet jene, die bereits auf dem Grèveplatz sind, oder sich auf diesen Platz aus den verschiedenen Stadttheilen von Paris begeben, sehet, wie viele Leute hier sind, und dieß ist erst ein Thor. Macht Euch also einen Begriff, da wir, wohlgezählt, sechzehn Thore zusammenbrächten.

„Hunderttausend, das ist viel, Gevatter Friard," antwortete der dicke Mann; „Viele, glaubet mir, werden meinem Beispiele folgen, und nicht hingehen, um den unglücklichen Salcède viertheilen zu sehen, aus Besorgniß eines Tumultes, und sie werden Recht haben."

„Meister Miton, Meister Miton, nehmt Euch in Acht," antwortete der kleine Mann; „Ihr sprecht da wie ein Politiker, und es wird nichts geben, durchaus nichts, ich stehe Euch gut dafür."

Er sah, daß sein Nachbar den Kopf mit einer Zweifelsmiene schüttelte. „Nicht wahr, mein Herr," fuhr

er fort, sich zu dem Manne mit den langen Armen und langen Beinen umwendend, der, anstatt noch länger in der Richtung von Vincennes zu schauen, soeben, ohne seine Hand von seinem Gesichte wegzuthun, eine Viertelswendung gemacht, und die Barrière zum Zielpunkte seiner Aufmerksamkeit gewählt hatte.

„Was beliebt?" fragte dieser, wie wenn er nur die an ihn gerichtete Aufrufung, und nicht die dieser Aufrufung vorangegangenen Worte gehört hätte, die an den zweiten Bürger waren gerichtet worden.

„Ich sage, daß es heute auf dem Grèveplatze nichts geben wird."

„Ich glaube, daß Ihr Euch irret, und daß es dort das Viertheilen des Salcède geben wird," erwiederte ruhig der Mann mit den langen Armen.

„Ja, ohne Zweifel; aber ich sage, daß es keinen Lärm wegen dieses Viertheilens geben wird."

„Es wird den Lärm der Peitschenhiebe geben, die man den Pferden versetzen wird."

„Ihr versteht mich nicht. Unter Lärm versteh' ich Meuterei; nun aber sag' ich, daß es auf dem Grèveplatze keine Meuterei geben wird. Wenn dort eine Meuterei ausbrechen sollte, so hätte der König nicht eine Loge im Stadthause decoriren lassen, um mit den beiden Königinnen und einem Theile des Hofes der Hinrichtung beizuwohnen."

„Wissen es die Könige jemals, wenn Meutereien entstehen sollen?" fragte, mit einer Miene souverainen Mitleidens, der Mann mit den langen Armen und den langen Beinen.

„O! o!“ sagte Meister Miton, zum Ohre seines Nachbars sich neigend; „Das ist ein Mann, der in einem sonderbaren Tone spricht. Kennt Ihr ihn, Gevatter?“

„Nein,“ antwortete der kleine Mann.

„Wohlan, warum sprecht Ihr dann mit ihm?“

„Ich spreche mit ihm, um mit ihm zu sprechen.“

„Und Ihr habet unrecht; Ihr sehet wohl, daß er nicht von gesprächiger Natur ist.“

„Es dünkt mir doch,“ entgegnete der Gevatter Friard, laut genug, um vom Manne mit den langen Armen gehört zu werden, „daß es zu den großen Glückseligkeiten des Lebens gehört, seine Gedanken auszutauschen.“

„Mit jenen, die man sehr gut kennt,“ erwiederte Meister Miton, „aber nicht mit jenen, die man nicht kennt.“

„Sind nicht alle Menschen Brüder, wie der Pfarrer von Saint Leu sagt?“ fügte der Gevatter Friard mit einem überzeugenden Tone bei.

„Das heißt: sie waren es ursprünglich; aber in Zeiten wie die unserigen, hat die Verwandtschaft außerordentlich nachgelassen, Gevatter Friard. Plaudert also mit mir, wenn Ihr durchaus plaudern wollet, und überlasset den Fremden seinen Gedanken.“

„Euch kenne ich aber schon seit langer Zeit, wie Ihr sagt, und ich weiß zum voraus, was Ihr mir antworten werdet, während dagegen dieser Unbekannte mir vielleicht irgend etwas Neues sagen könnte.“

„St! er hört Euch.“

„Desto besser; wenn er uns hört, wird er mir viel-

leicht antworten. Ihr glaubet also, mein Herr," fuhr der Gevatter Friard fort, zum Unbekannten sich wendend, „daß es Lärm geben wird auf dem Grèveplatze?"

„Davon hab' ich kein Wort gesagt."

„Ich behaupte nicht, daß Ihr es gesagt habet," versetzte Friard mit einem Tone, den er fein zu machen suchte; „ich behaupte, daß Ihr es glaubet, weiter nichts."

„Und auf was stützet Ihr diese Gewißheit? Solltet Ihr ein Zauberer seyn, Meister Friard?"

„Siehe, er kennt mich," rief der Bürger höchst erstaunt aus; „und woher kennt er mich?"

„Hab' ich Euch nicht zwei- oder dreimal genannt, Gevatter?" sagte Miton, wie ein Mann die Achseln zuckend, der sich wegen der geringen Intelligenz seines Mitsprechers schämt.

„Ah! es ist wahr," erwiederte Friard, der eine Anstrengung machte, um zu verstehen, und in Folge dieser Anstrengung verstand; „bei meinem Worte es ist wahr! Nun denn, da er mich kennt, wird er mir antworten. Wohlan, mein Herr," fuhr er fort, sich zum Unbekannten wendend, „ich glaube, daß Ihr glaubet, daß es Lärm auf dem Grèveplatze geben wird, weil Ihr, wenn Ihr es nicht glauben würdet, dort wäret, und dagegen hier seyd . . . ha."

Dieses Ha bewies, daß Gevatter Friard in der Ausführung seines Beweises die äußersten Grenzen seiner Logik und seines Geistes erreicht hatte.

„Aber Ihr, Meister Friard, da Ihr das Gegentheil von dem glaubet, was Ihr glaubet, daß ich glaube," antwortete der Unbekannte, die bereits von seinem Fra-

ger gesprochenen und von ihm wiederholten Worte betonend, „warum seyd Ihr nicht auf dem Grèveplatze? Es dünkt mir doch, das Schauspiel sey ergötzlich genug, auf daß die Freunde des Königes sich hindrängen. Wer weiß, vielleicht werdet Ihr mir antworten, daß Ihr nicht zu den Freunden des Königes gehört, sondern zu jenen des Herrn von Guise, und hier die Lothringer erwartet, welche, wie man sagt, einen Einfall in Paris machen sollen, um den Herrn von Salcède zu befreien."

„Nein, mein Herr," entgegnete rasch der kleine Mann, sichtbar erschrocken über das, was der Unbekannte voraussetzte, „nein, mein Herr; ich erwarte meine Frau, Madame Nicole Friard, die vierundzwanzig Tischtücher in die Priorei der Jacobiner zurückgetragen hat, da sie die Ehre hat, die Privatwäscherin des Don Modestus Gorenflot, Abtes der besagten Priorei der Jacobiner, zu seyn."

„Gevatter, Gevatter," rief Miton, „schaut doch, was geschieht."

Meister Friard folgte der durch den Finger seines Gefährten bezeichneten Richtung, und sah, daß man außer den Barrièren, deren Verschließung die Gemüther bereits so ernstlich beschäftigte, auch das Thor verschloß. Nach dem Verschließen dieses Thores, stellte sich ein Theil der Schweizer vor dem Graben auf.

„Wie! Wie!" rief Friard erblassend aus; „die Barrière genügt nicht, und nun schließt man das Thor!"

„Wohlan, was sagte ich zu Euch?" antwortete Miton, ebenfalls erblassend.

„Das ist drollig, nicht wahr?" sagte der Unbe-

kannte lachend. Und indem er lachte, entblößte er zwischen seinem Knebel- und Kinnbarte eine Doppelreihe von weißen und scharfen Zähnen, welche durch die Gewohnheit, sich ihrer wenigstens viermal täglich zu bedienen, vortrefflich gewetzt schienen.

Bei dem Anblicke dieser getroffenen neuen Vorsichtsmaßregel erhoben sich ein langes Gemurmel des Erstaunens und einige Schreckensschreie aus der dichten Menge, welche die Zugänge der Barrière versperrten.

„Laßt den Kreis machen!" rief die gebieterische Stimme eines Offiziers.

Das Manöver wurde alsogleich ausgeführt, aber nicht ohne Hinderniß; die Leute zu Pferd und die Leute auf Karren, zurückzugehen gezwungen, zerquetschten hier und da einige Füße, und stießen rechts und links einige Rippen in der Menge ein. Die Weiber schrien, die Männer fluchten, jene, welche fliehen konnten, flohen, einander über den Haufen werfend.

„Die Lothringer! Die Lothringer!" — rief eine Stimme inmitten dieses ganzen Tumultes. Der schrecklichste, dem blassen Wörterbuche der Furcht entlehnte Schrei hätte keine schnellere und entscheidendere Wirkung hervorgebracht, als dieser Schrei: „Die Lothringer!"

„Wohlan, sehet Ihr? Sehet Ihr?" rief Miton zitternd aus. „Die Lothringer, die Lothringer, fliehen wir!" —

„Fliehen, und wohin?" fragte Friard.

„In diese Einfriedung," antwortete Miton, indem er sich die Hände zerriß, um die Dornen dieser Hecke zu fassen, auf welcher der Unbekannte kräftig saß.

„In diese Einfriedung ...“ versetzte Friard, „dieß könnt Ihr leichter sagen, als thun, Meister Miton. Ich sehe keine Oeffnung, um in diese Einfriedung zu schlüpfen, und Ihr werdet es Euch nicht einfallen lassen, über diese Hecke zu setzen, die höher ist, als ich.“

„Ich werde es versuchen,“ sagte Miton, „ich werde es versuchen,“ und er machte neue Anstrengungen.

„Ah! gebt doch Acht, meine gute Frau,“ rief Friard mit dem Angsttone eines Menschen, der den Kopf zu verlieren beginnt, „Euer Esel tritt mir auf die Fersen. O weh! Herr Reiter, gebt doch Acht, Euer Pferd wird sogleich ausschlagen. Gott'sblitz! Karrner, mein Freund, Ihr stosset mir die Gabeldeichsel Eures Karrens in die Rippen!“

Während sich Meister Miton an die Zweige der Hecke klammerte, um hinüber zu kommen, und der Gevatter Friard vergebens eine Oeffnung suchte, um von unten durchzuschlüpfen, hatte der Unbekannte sich erhoben, lediglich den Cirkel seiner langen Beine geöffnet, und mit einer einfachen Bewegung, gleich jener, die ein Reiter macht, um sich in den Sattel zu schwingen, die Hecke überschritten, ohne daß ein einziger Zweig sein Beinkleid streifte. Meister Miton folgte seinem Beispiele, indem er das seinige an drei Stellen zerriß; aber dieß war dem Gevatter Friard nicht beschieden, der, unvermögend, von unten oder von oben zu passiren, immer mehr bedroht, von der Menge zerquetscht zu werden, herzzerreißende Schreie ausstieß, als der Unbekannte seinen großen Arm ausstreckte, ihn bei seiner Halskrause und bei dem Kragen seines Wamses zu-

gleich packte, und, denselben in die Höhe hebend, auf die andere Seite der Hecke mit der nämlichen Leichtigkeit transportirte, wie er es mit einem Kinde gethan hätte.

„O! o! o!“ rief Meister Miton aus, ob diesem Anblicke erfreut, und mit den Augen dem Empor- und Herabschweben seines Freundes, des Meisters Friard, folgend, „Ihr sehet aus, wie der große Absalon.“

„O!“ rief Friard aus, den Boden berührend, „mag ich aussehen, wie Ihr wollet, ich bin nun auf der andern Seite der Hecke, und zwar Dank diesem Herrn.“ Dann hielt er sich gerade, um den Unbekannten anzuschauen, dem er kaum bis an die Brust reichte, und fuhr fort: „Ah! mein Herr, welch' ein gefälliges Benehmen! Mein Herr, Sie sind ein wahrer Herkules, auf mein Wort, so wahr ich Jean Friard bin; Ihr Name, mein Herr, der Name meines Retters, der Name meines Freundes?“

Und der wackere Mann sprach in der That das letztere Wort mit dem Erguße eines innigst dankbaren Herzens aus.

„Ich heiße Briquet, mein Herr,“ antwortete der Unbekannte, „Robert Briquet, Ihnen zu dienen.“

„Und Sie haben mir bereits bedeutend gedient, Herr Robert Briquet, ich darf es sagen. O! meine Frau wird Euch segnen; doch da ich eben von meiner armen Frau spreche, o! mein Gott! mein Gott! sie wird in dieser Menge erstickt werden! Ah, die verfluchten Schweizer, die zu nichts taugen, als die Leute zu zerquetschen.“

Der Gevatter Friard vollendete kaum diesen Aus-

fall, als er eine schwere Hand, gleich jener einer steinernen Bildsäule, auf seine Schulter fallen fühlte. Er kehrte sich um, um zu sehen, wer der Verwegene sey, der sich eine solche Freiheit gegen ihn herausnahm. — Diese Hand war jene eines Schweizers. „Wollet Ihr, daß man Euch todtschlage, mein kleiner Freund?“ sagte der stämmige Soldat.

„Ah, wir sind umzingelt!“ rief Friard aus.

„Rette sich, wer kann!“ fügte Miton bei.

Und da Beide, in Folge der überstiegenen Hecke, den Raum vor sich sahen, entflohen sie, von dem spöttischen Blicke und schweigenden Lachen des Mannes mit den langen Armen und langen Beinen verfolgt, der, als er sie aus den Augen verlor, dem Schweizer sich näherte, den man so eben als Reiterwache hierher postirt hatte. „Die Hand ist gut, Kamerad,“ sagte er, „wie es scheint?“

„Ja wohl, mein Herr, nicht übel, nicht übel.“

„Desto besser, denn dieß ist eine wichtige Sache, vorzüglich wenn die Lothringer kämen, wie man sagt.“

„Sie kommen nicht.“

„Nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Woher kommt es dann, daß man dieses Thor schließt? Das versteh' ich nicht.“

„Ihr braucht es nicht zu verstehen,“ antwortete der Schweizer, über seine Spötterei laut lachend.

„Richtig, mein Kamerad, sehr richtig,“ sagte Robert Briquet, „ich danke.“

Und Robert Briquet entfernte sich vom Schweizer,

um sich einer andern Gruppe zu nähern, indessen der wackere Helvetier zu lachen aufhörte, und murmelte: „Bei Gott!... Ich glaube, er spottet meiner... Was ist das für ein Mann, der sich erlaubet, ein Schweitzer seiner konigliche Majestaet auszulachen?“ *)

Eine von diesen Gruppen bestand aus einer beträchtlichen Zahl von Bürgern, durch diese unerwartete Verschließung der Thore außerhalb derselben überrascht. Diese Städter umgaben vier oder fünf Reiter von einer martialischen Haltung, und welche der Schluß dieser Thore sehr in Verlegenheit zu setzen schien, denn sie schrien aus vollem Halse: „Das Thor! Das Thor!“ welche Schreie von allen Anwesenden mit heftigen Zornausbrüchen wiederholt, in diesen Momenten einen Höllenlärm verursachten. Robert Briquet näherte sich dieser Gruppe, und begann lauter zu schreien, als irgend einer von jenen, aus welchen sie bestand: „Das Thor! Das Thor!“

Die Folge davon war, daß einer von den Reitern, über diese gewaltige Stimme entzückt, zu ihm sich umkehrte, ihn grüßte, und zu ihm sagte: „Ist's nicht eine Schande, mein Herr, daß man ein Stadtthor am hellen Tage schließt, wie wenn die Spanier oder Engländer Paris belagerten.“

---

*) So lautet im Original diese Stelle buchstäblich, welcher jedoch eine richtige französische Uebersetzung beigefügt ist.
D. Ueb.

Zweites Kapitel.

Was außerhalb des Thores Saint-Antoine geschah.

Robert Briquet betrachtete denjenigen aufmerksam, der ihn anredete, und ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren war. Dieser Mann schien überdieß der Anführer der drei oder vier andern Reiter zu seyn, die ihn umgaben. Diese aufmerksame Betrachtung flößte ohne Zweifel Robert Briquet Vertrauen ein, denn alsogleich verbeugte er sich ebenfalls, und antwortete: „Ah, mein Herr, Ihr habt Recht, zehnmal Recht, zwanzigmal Recht; aber," fügte er bei, „dürfte ich mir erlauben, ohne allzu neugierig zu seyn, Euch zu fragen, welchen Beweggrund zu dieser Maßregel Ihr vermuthet?"

„Pardieu!" sagte ein Anwesender, „sie fürchten, man möchte ihnen ihren Salcède fressen."

„Cap de Vious!" sagte eine Stimme, „ein erbärmliches Futter!"

Robert Briquet kehrte sich nach der Seite um, von woher diese Stimme kam, deren Mundart ihm einen Erzgascognier verrieth, und er bemerkte einen jungen Menschen von zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren, der seine Hand auf den Rücken des Pferdes desjenigen stützte, welcher ihm der Anführer der Uebrigen zu seyn schien. Der junge Mensch war barhaupt; ohne Zweifel hatte er seinen Hut im Getümmel verloren. Meister Briquet schien ein Beobachter; aber im Allgemeinen waren seine Beobachtungen kurz; deßhalb wendete

er seinen Blick rasch vom Gascognier ab, der ihm ohne Zweifel unwichtig schien, um ihn wieder auf den Reiter zu lenken. „Aber," sagte er, „da es heißt, daß dieser Salcède ein Anhänger des Herrn von Guise sey, „so ist er doch schon kein so schlechtes Ragout."

„Pah! Sagt man dieß?" versetzte der Gascognier neugierig und hoch aufhorchend.

„Ja, allerdings sagt man dieß," antwortete der Reiter, die Achseln zuckend; „allein gegenwärtig schwätzt man so viel albernes Zeug."

„Ah! Ihr glaubt also, mein Herr," wagte Briquet mit seinem forschenden Auge und schlauen Lächeln zu äußern, „daß Salcède kein Anhänger des Herrn von Guise sey?"

„Ich glaub' es nicht bloß, sondern ich weiß es gewiß," antwortete der Reiter. Dann, als er sah, daß Robert Briquet sich ihm näherte, und eine Bewegung machte, die zu sagen schien: „Ah pah! und auf was stützet Ihr diese Gewißheit?" fuhr er fort: „Ohne Zweifel hätte der Herzog, wenn Salcède ein Anhänger des Herzogs gewesen wäre, ihn nicht fangen, oder wenigstens nicht an Händen und Füssen gebunden von Brüssel nach Paris bringen lassen, ohne mindestens zu seinen Gunsten einen Aufhebungsversuch zu machen."

„Ein Aufhebungsversuch," erwiederte Briquet, „wäre sehr gewagt; denn ob er gelang oder mißlang, so wie er vom Herrn von Guise ausging, gestand Herr von Guise, daß er gegen den Herzog von Anjou conspirirt habe."

„Herr von Guise,“ entgegnete der Reiter trocken, „wäre durch diese Betrachtung nicht abgehalten worden, davon bin ich überzeugt, und da er Salcède weder reclamirte noch beschützte, so geschah's, weil Salcède nicht zu seiner Partei gehört.“

„Entschuldiget meine Hartnäckigkeit,“ fuhr Briquet fort; „es ist keine Erfindung von mir; es scheint gewiß, daß Salcède ausgesagt hat.“

„Wo?“

„Vor den Richtern.“

„Nein, nicht vor den Richtern, mein Herr, auf der Folter.“

„Ist dieß nicht das Nämliche?“ fragte Meister Robert Briquet mit einer Miene, die er vergebens treuherzig zu machen suchte.

„Nein, gewiß, das ist nicht das Nämliche, nichts weniger: übrigens mag es seyn, daß er aussagte, wie man behauptet, aber man wiederholt nicht, was er sagte.“

„Ihr werdet mich wieder entschuldigen, mein Herr,“ erwiederte Robert Briquet; „man wiederholt es, und zwar sehr ausführlich.“

„Und was hat er gesagt? Sprechen Sie,“ fragte der Reiter mit Ungeduld; „sprechet, da Ihr so gut unterrichtet seyd.“

„Ich rühme mich nicht, gut unterrichtet zu seyn, mein Herr, weil ich vielmehr bei Euch mich zu unterrichten suche,“ versetzte Briquet.

„Nun, verständigen wir uns,“ sagte der Reiter mit Ungeduld; „Ihr habet behauptet, daß man die Worte

des Salcède wiederholte; was für Worte sind es, sprechet!"

„Ich kann nicht verbürgen, mein Herr, daß es seine eigenen Worte sind," entgegnete Robert Briquet, der ein Vergnügen daran zu finden schien, den Reiter auf's Aeußerste zu treiben.

„Aber welche Worte legt man ihm denn in den Mund?"

„Man behauptet, er habe eingestanden, daß er für den Herrn von Guise conspirirte."

„Ohne Zweifel gegen den König von Frankreich. Immer das alte Lied!"

„Nicht gegen Seine Majestät, den König von Frankreich, wohl aber gegen Seine Hoheit Monseigneur den Herzog von Anjou."

„Wenn er dieß eingestanden hat . . ."

„Nun denn?" fragte Robert Briquet.

„Nun denn, so ist er ein Elender," erwiederte der Reiter, die Stirne runzelnd.

„Ja," sagte ganz leise Robert Briquet; „aber wenn er das gethan hat, was er eingestand, so ist er ein braver Mann. Ah! mein Herr, die spanischen Stiefel [1]), der Wippgalgen [2]) und der Glutständer [3]), pressen ehrlichen Leuten gar viele Dinge aus."

„Ach! Ihr saget da eine große Wahrheit, mein Herr," äußerte der Reiter, sich besänftigend und einen Seufzer ausstoßend.

„Pah!" unterbrach ihn der Gascognier, der, den Kopf in der Richtung eines jeden Mitsprechers aus-

1 — 3) Folterarten. D. Ü.

streckend, Alles gehört hatte, „pah! spanische Stiefel, Wippgalgen, Glutständer, saubere Erbärmlichkeit all das! Wenn dieser Salcède ausgesagt hat, so ist er ein Schurke, und sein Patron auch einer."

„O! o!" sagte der Reiter, der ein Zucken der Ungeduld nicht unterdrücken konnte, „Ihr stimmet einen hohen Ton an, Herr Gascognier."

„Ich?"

„Ja, Ihr."

„Ich stimme den Ton an, der mir beliebt, Cap de Bious, desto schlimmer für jene, denen mein Gesang nicht gefällt."

Der Reiter machte eine Bewegung des Zornes.

„Ruhig!" sagte eine sanfte und gebieterische Stimme, deren Eigenthümer Robert Briquet vergebens zu erkennen suchte.

Der Reiter schien eine Anstrengung der Selbstbeherrschung zu machen; er war jedoch nicht im Stande, sich völlig zu bewältigen. „Und kennet Ihr wohl jene, von denen Ihr sprechet, mein Herr?" fragte er den Gascognier.

„Ob ich Salcède kenne?"

„Ja."

„Durchaus nicht."

„Und den Herzog von Guise?"

„Eben so wenig."

„Und den Herzog von Alençon?"

„Noch weniger."

„Wißt Ihr, daß Herr von Salcède ein braver Mann ist?"

„Desto besser; dann wird er auf eine brave Art sterben.“

„Und daß Herr von Guise, wenn er conspiriren will, selbst conspirirt?“

„Cap de Bious, was geht mich dieß an?“

„Und daß der Herr Herzog von Anjou, ehemals Herr von Alençon, jeden, der sich für ihn interessirte, getödtet hat oder tödten ließ, — Lamole, — Coconas, — Bussy und die Uebrigen?“

„Ich frage nichts darnach.“

„Wie? Ihr fragt nichts darnach?“

„Mayneville! Mayneville!“ murmelte die nämliche Stimme.

„Allerdings frage ich nichts darnach. Ich weiß nur so viel, Sang-diou! daß ich gerade heute, diesen Morgen, in Paris zu thun habe, und daß man mir wegen dieses Tollkopfes Salcède, die Thore vor der Nase verschließt. Cap de Bious! dieser Salcède ist ein Schuft, und mit ihm auch jeder von allen jenen, welche veranlaßten, daß die Thore gesperrt anstatt offen sind.“

„O! o! das ist ein derber Gascognier,“ murmelte Robert Briquet, „und wir werden ohne Zweifel etwas Seltsames sehen.“

Aber dieses Seltsame, vom Bürger erwartet, geschah keineswegs. Der Reiter, dem dieser letztere Ausfall das Blut in's Gesicht getrieben hatte, senkte die Nase, schwieg, und verschluckte seinen Zorn. „Im Grunde habt Ihr Recht,“ sagte er; „weg mit allen jenen, die uns verhindern, nach Paris zu kommen!“

„O! o!“ dachte Robert Briquet, dem weder die

wechselnden Ausdrücke im Gesichte des Reiters, noch die beiden auf seine Geduld gemachten Ausfälle entgangen waren; „ah! ah! es scheint, daß ich etwas noch Seltsameres sehen werde, als das von mir Erwartete.“ Indem er diese Betrachtung anstellte, ertönte ein Trompetenschall, und fast alsogleich trennten die Schweizer, diese ganze Menge mit ihren Hallebarden spaltend, als ob sie eine riesige Lerchenpastete zerschnitten, die Gruppen in zwei dichte Stücke, die sich zu beiden Seiten des Weges aufstellten, die Mitte leer lassend. In dieser Mitte ritt der Offizier, von dem wir sprachen, und dessen Bewachung das Thor anvertraut schien, mit seinem Pferde auf und ab; nach einem Momente aufmerksamer Prüfung, die einem Mißtrauen glich, befahl er dann den Trompetern, zu blasen. Dieß geschah augenblicklich, und bewirkte in allen Massen ein Schweigen, das man nach so viel Aufregung und Lärm für unmöglich hätte halten mögen. Dann näherte sich der Ausrufer, mit seinem lilienverzierten Leibrocke, auf seiner Brust ein Schildchen mit dem Wappen der Stadt Paris tragend, ein Papier in der Hand, und las mit der den Ausrufern ganz eigenthümlichen näselnden Stimme. „Kund und zu wissen sey hiermit unserm guten Volke „von Paris und den Umgebungen, daß die Thore von „jetzt bis ein Uhr Nachmittags geschlossen bleiben, und „daß Niemand vor dieser Stunde in die Stadt gehen „wird, und zwar nach dem Willen des Königes und „kraft der Wachsamkeit des Herrn Oberrichters von „Paris.“

Der Ausrufer machte eine Pause, um Athem zu

schöpfen. Alsogleich benützten die Anwesenden diese Pause, um ihr Erstaunen und Mißvergnügen durch ein langes Hohngeschrei zu bethätigen, welches der Ausrufer, dem man diese Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, ohne eine Miene zu verziehen aushielt. Der Offizier machte mit der Hand ein gebietendes Zeichen, und augenblicklich trat wieder Stille ein. Der Ausrufer fuhr ohne Verwirrung und Zögern fort, wie durch die Gewohnheit gegen solche Aeußerungen gewappnet, von denen er so eben einer preisgegeben war.

„Ausgenommen von dieser Maßregel werden jene „seyn, die sich als Inhaber einer Einlaßkarte, auswei„sen, oder durch Briefe und Mandate auf gehörige Art „berufen werden.“

„Gegeben im Hôtel des Obergerichtes von Paris, „auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät, am 26. Oc„tober im Jahre der Gnade 1585.“

„Trompeter, blaset!“ Die Trompeter stießen alsogleich ihr rauhes Gebell aus. Kaum hatte der Ausrufer zu sprechen aufgehört, als hinter der Reihe der Schweizer und Soldaten die Menge wie eine Schlange zu wogen begann, deren Ringe anschwellen und sich winden.

„Was bedeutet dieß?“ fragte man sich bei den Friedsamsten. „Ohne Zweifel wieder irgend ein Complot!“

„O! o! dieß geschieht ohne allen Zweifel, um uns zu verhindern, nach Paris zu kommen, denn es ist so darauf angelegt worden,“ sagte mit leiser Stimme zu

seinen Kameraden der Reiter, der mit einer so seltsamen Geduld die Wischer des Gascogniers ertragen hatte: „diese Schweizer, dieser Ausrufer, diese Riegel, diese Trompeter, gehen uns an; bei meiner Seele, ich bin stolz darauf."

„Platz! Platz! Ihr, wie Ihr da seyd," rief der Offizier, der das Detaschement commandirte, „Tausend Teufel! Ihr sehet ja, daß Ihr Jene zu passiren hindert, die das Recht haben, sich die Thore öffnen zu lassen."

„Cap de Bious, ich weiß Einen, der passiren wird, wenn auch alle Bürger auf Erden zwischen ihm und der Barrière ständen," sagte, mit den Elbogen bahnend, jener Gascognier, der durch seine derben Erwiederungen die Bewunderung des Meisters Robert Briquet sich erworben hatte. Und wirklich war er in einem Augenblicke in dem leeren Raume, der sich, Dank den Schweizern, zwischen den beiden Reihen der Zuschauer gebildet hatte. Man schließe hiernach, ob die Augen mit Eifer und Neugier auf einen Mann gerichtet wurden, dem man sogar die Gunst des Eintrittes gewährte, während den Uebrigen eingeschärft war, draussen zu bleiben. Aber der Gascognier kümmerte sich wenig um alle diese neidischen Blicke; er stellte sich stolz hin, und ließ durch sein dürftiges Wams hindurch jede Muskel seines Leibes sich ausprägen, die eben so viele durch eine innere Kurbe gespannte Stricke zu seyn schienen. Seine dürren und knochigen Handgelenke überragten um drei gute Zoll seine fadenscheinigen Aermel; er hatte einen hellen Blick, gelbe und krause Haare, entweder von Natur, oder zufällig, denn der Staub war zu einem guten

Zehntheil bei ihrer Farbe betheiligt. Seine großen und gelenken Füße liefen in Knöchel aus, nervig und dürr, wie jene eines Damhirsches. An einer von seinen Händen, an einer einzigen, trug er einen gestickten, darüber ganz erstaunten ledernen Handschuh, daß er sich bestimmt sah, jenes andere, weit rauhere Fell, als das seinige, zu beschützen; mit seiner andern Hand bewegte er einen Haselstecken hin und her. Er schaute einen Augenblick um sich her; da er dachte, daß der Offizier, von dem wir sprachen, die vornehmste Person dieses Truppes sey, ging er gerade auf ihn zu. Dieser betrachtete ihn eine Zeitlang, bevor er mit ihm sprach. Der Gascognier, ohne im mindesten von der Welt aus der Fassung zu kommen, machte es eben so. „Ihr habet ja Euren Hut verloren, dünkt mir?“ sagte er zu ihm.

„Ja, mein Herr.“

„Geschah's im Gedränge?“

„Nein; ich hatte eben einen Brief von meiner Geliebten erhalten. Ich las ihn, Cap de Bious, nahe bei dem Strome, eine Viertelmeile von hier, als plötzlich ein Windstoß mir Brief und Hut entführte. Ich lief meinem Briefe nach, obgleich der Knopf meines Hutes ein einziger Diamant war. Ich erwischte meinen Brief wieder, aber als ich zum Hute zurück kam, hatte ihn der Wind in den Strom, und der Strom nach Paris spedirt! — Er wird das Glück von irgend einem armen Teufel machen. Desto besser!“

„Obgleich Ihr barhaupt seyd?“

„Findet man nicht Hüte in Paris? Cap de Bious!

Ich werde mir einen prächtigeren kaufen, und mit einem zweimal größern Diamante, als der vorige war, schmücken."

Der Offizier zuckte unmerkbar die Achseln; allein wie unmerkbar auch diese Bewegung war, so entging sie doch dem Gascognier nicht. „Was beliebt?" fragte er.

„Habet Ihr eine Karte?" fragte der Offizier.

„Gewiß hab' ich eine, und eher zwei, als eine."

„Eine einzige wird genügen, wenn sie in Ordnung ist."

„Doch ich täusche mich nicht," fuhr der Gascognier fort, die Augen weit aufsperrend; nein, Cap de Bious, ich täusche mich nicht; ich habe das Vergnügen, mit Herrn von Loignac zu sprechen?"

„Es ist möglich, mein Herr," antwortete trocken der Offizier, über diese Wiedererkennung sichtbar wenig erfreut.

„Mit Herrn von Loignac, meinem Landsmanne?"

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Mit meinem Vetter?"

„Gut; Eure Karte?"

„Hier ist sie." Der Gascognier zog aus seinem Handschuhe die Hälfte einer künstlich abgeschnittenen Karte.

„Folget mir," sagte Loignac, ohne die Karte anzuschauen, „Ihr und Eure Gefährten, wenn Ihr welche habet; wir wollen die Passirscheine prüfen."

Und er postirte sich neben das Thor. Der Gascognier folgte barhaupt. Fünf andere Individuen folgten dem Gascognier barhaupt. Das erste trug einen

prächtigen, so wundersam gearbeiteten Küraß, daß man hätte glauben mögen, er sey aus den Händen des Benvenuto Cellini hervorgegangen. Da jedoch das Muster, nach welchem dieser Küraß gemacht wurde, ein wenig aus der Mode gekommen war, erregte diese Pracht mehr das Lachen, als die Bewunderung. Freilich entsprach kein anderer Theil des Costüms des diesen Küraß tragenden Individuums, dem fast königlichen Glanze des Prospectus. Das zweite aufmarschirende Individuum war von einem dicken, grau werdenden Lakeien gefolgt, und schien, als mager und von der Sonne verbrannt, der Vorläufer des Don Quixote, wie sein Diener für den Vorläufer Sancho's gelten konnte. Das Dritte erschien, ein Kind von zehn Monaten auf seinen Armen tragend, von einer Frau gefolgt, die sich an seinen ledernen Gürtel klammerte, während zwei andere Kinder, das Eine von vier Jahren, das Andere von fünf, sich an das Kleid der Frau klammerten. Das Vierte kam hinkend und an ein langes Schwert geheftet. Endlich, den Zug schließend, ritt ein junger Mann von angenehmem Aeußern auf einem staubbedeckten Rappen heran, der jedoch von guter Race war. Dieser sah, neben den Uebrigen, einem Könige gleich. Gezwungen, ziemlich langsam zu reiten, um nicht seinen Collegen vorzukommen, übrigens vielleicht innerlich zufrieden, nicht allzu nahe bei ihnen zu reiten, verweilte dieser junge Mann einen Augenblick auf den Grenzen der vom Volke gebildeten Reihe. In diesem Momente fühlte er sich bei der Scheide seines Schwertes gezogen, und neigte sich rückwärts. Jener, der durch diese Berüh=

rung seine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Jüngling mit schwarzen Haaren, mit funkelndem Auge, klein, schwächlich, anmuthig, mit Handschuhen an den Händen.

„Was steht Euch zu Diensten, mein Herr?“ fragte unser Reiter.

„Mein Herr, eine Gunst.“

„Sprechet, aber sprecht schnell, ich bitte Euch; Ihr sehet, daß man auf mich wartet.“

„Ich muß in die Stadt, mein Herr, ich muß dringend hinein, verstehet Ihr? — Ihr seyd allein, und bedürfet eines Pagen, der Eurem angenehmen Aeußern Ehre macht.“

„Nun denn?“

„Nun denn ... Wurst wider Wurst: macht, daß ich hinein komme, ich werde Euer Page seyn.“

„Ich danke erwiederte der Reiter, „aber ich will von Niemanden bedient seyn.“

„Selbst nicht von mir?“ fragte der Jüngling mit einem so seltsamen Lächeln, daß der Reiter die Eisrinde schmelzen fühlte, womit er sein Herz zu umschließen versucht hatte.

„Ich wollte sagen, daß ich nicht bedient seyn könnte.“

„Ja, ich weiß, daß Ihr nicht reich seyd, Herr Ernauton von Carmainges,“ versetzte der junge Page.

Der Reiter bebte; aber ohne auf dieses Beben zu achten, fuhr der Jüngling fort: „Daher werden wir nicht vom Solde sprechen, und im Gegentheile werdet Ihr, wenn Ihr meine Bitte mir gewähret, bezahlt werden, und zwar hundertfach, für die mir geleisteten

Dienste; laßt mich also Euch bedienen, ich bitte Euch, und bedenket, daß jener, der Euch bittet, bisweilen befohlen hat."

„Kommet also!" sagte der Reiter, durch diesen Ton der Ueberredung und Autorität zugleich überwunden.

Der Jüngling drückte ihm die Hand, was für einen Pagen sehr vertraulich war; dann wendete er sich zur Reitergruppe um, die wir bereits kennen, und sprach: „Ich passire, dieß ist die Hauptsache; Ihr, Mayneville, suchet durch irgend ein Mittel, wie immer, es eben so zu machen."

„Damit ist's nicht abgethan, daß Ihr passiret," antwortete der Edelmann: „er muß Euch sehen."

„O! seyd unbesorgt; sobald ich durch dieses Thor werde geschritten seyn, wird er mich sehen."

„Vergesset das verabredete Zeichen nicht."

„Zwei Finger auf den Mund, nicht wahr?"

„Ja; nun möge Euch Gott beistehen."

„Wohlan," sagte der Herr des Rappen, „steig auf, Page; wird's bald?"

„Da bin ich, Herr," antwortete der Jüngling; und er sprang leicht auf den Rücken des Pferdes hinter seinen Gefährten, der den fünf übrigen Auserwählten nachritt, die beschäftiget waren, ihre Karten vorzuweisen, und ihre Rechte darzuthun.

„Ventre de biche!" sagte Robert Briquet, der ihnen mit den Augen gefolgt war, „das ist ja ein ganzer Transport von Gascogniern, oder der Teufel hole mich!"

Drittes Kapitel.

Die Revue.

Diese Prüfung, welche die sechs Bevorzugten bestehen sollten, die wir aus den Reihen des Volkes treten sahen, um sich dem Thore zu nähern, war weder sehr lang, noch sehr verwickelt. Es handelte sich darum, die Hälfte einer Karte aus seiner Tasche zu ziehen, und sie dem Offizier zu überreichen, welcher sie mit einer andern Hälfte verglich, und wenn diese beiden Hälften bei ihrer Zusammenstellung sich in einander fügten und ein Ganzes bildeten, waren die Rechte des Inhabers der Karte nachgewiesen.

Der Gascognier war der Erste, der sich, barhaupt, genähert hatte. Die Revue begann folglich bei ihm.

„Euer Name?“ fragte der Offizier.

„Mein Name? Herr Offizier, er steht auf dieser Karte, auf welcher sie noch Anderes sehen werden.“

„Gleichviel! Euer Name?“ wiederholte der Offizier ungeduldig; „wisset Ihr Euern Namen nicht?“

„Allerdings; ob ich ihn weiß! Cap de Vious! Und hätte ich ihn auch vergessen, so könntet Ihr ihn mir sagen, weil wir Landsleute und sogar Vettern sind.“

„Euer Name? Tausend Teufel! Glaubt Ihr, daß ich in Erkennungen Zeit zu verlieren habe?“

„Gut. Ich heiße Perducas von Pincornay.“

„Perducas von Pincornay,“ versetzte Herr von Loignac, dem wir fortan den Namen geben werden, womit sein Landsmann ihn begrüßte; dann fügte er bei, auf

die Karte blickend: „Perducas von Pincornay, 26. Oktober 1585, Punkt Mittag."

„Thor Saint-Antoine," setzte der Gascognier hinzu, seinen schwarzen und dürren Finger auf die Karte hinstreckend.

„Sehr wohl! In Ordnung; tretet ein," erwiederte Herr von Loignac, um alles weitere Gespräch zwischen ihm und seinem Landsmanne kurz abzuschneiden. „Nun ist's an Euch!" sagte er zum zweiten.

Der Mann mit dem Küraß näherte sich.

„Eure Karte?" fragte Loignac.

„Ei was, Herr von Loignac!" rief jener aus, „erkennet Ihr nicht wieder den Sohn von Einem Eurer Jugendfreunde, den Ihr zwanzigmal auf Euern Knien hüpfen ließet?"

„Nein."

„Ihr erkennet Pertinax von Montcrabeau nicht wieder?" versetzte der junge Mann mit Erstaunen.

„Wenn ich im Dienste bin, erkenne ich Niemand, mein Herr. Eure Karte?"

Der junge Mann mit dem Küraß überreichte seine Karte.

„Pertinax von Montcrabeau, 26. October, Punkt Mittag, Thor Saint-Antoine. Passirt!"

Der junge Mann passirte, und begab sich, ob dieser Aufnahme ein wenig bestürzt, zu Perducas, der auf das Oeffnen des Thores wartete.

Der dritte Gascognier näherte sich; es war der Gascognier mit der Frau und den Kindern.

„Eure Karte?" fragte Loignac.

Seine gehorchende Hand fuhr alsogleich in eine kleine Jagdtasche von Rehfell, die er an der rechten Seite trug. Aber dieß war vergebens: durch das Kind gehindert, das er auf seinem Arme trug, fand er das von ihm verlangte Papier nicht.

„Was Teufels macht Ihr mit diesem Kinde, mein Herr? Ihr sehet ja, daß es Euch hindert?“

„Es ist mein Sohn, Herr von Loignac.“

„Wohlan, setzt Euren Sohn auf den Boden.“

Der Gascognier gehorchte; das Kind begann zu heulen.

„Ah! Ihr seyd also verheirathet?“ fragte Loignac.

„Ja, Herr Offizier.“

„Mit zwanzig Jahren?“

„Bei uns heirathet man jung, Ihr wißt es ja, Herr von Loignac, der Ihr seit achtzehn Monaten verheirathet seyd.“

„Gut,“ sagte Loignac, „da ist wieder Einer, der mich kennt.“

Inzwischen hatte sich die Frau genähert, und die an ihrem Rocke hangenden Kinder waren ihr gefolgt. „Und warum sollte er nicht verheirathet seyn?“ fragte sie, indem sie empor schaute, und aus ihrer von der Sonne verbrannten Stirne ihre schwarzen Haare strich, die der Straßenstaub wie ein Kleister an sie geklebt hatte; „ist das Heirathen in Paris aus der Mode gekommen? Ja, mein Herr, er ist verheirathet, und hier sind noch zwei andere Kinder, die ihn ihren Vater nennen.“

„Ja, aber die nur die Söhne meiner Frau sind,

Herr von Loignac, wie auch dieser große Bursche, der hinten steht; tretet näher, Militor, und grüßet Herrn von Loignac, unsern Landsmann."

Ein Bursche von sechzehn bis siebenzehn Jahren, kräftig, behende, und wegen seines runden Auges und seiner gebogenen Nase einem Falken gleichend, näherte sich, die beiden Hände in seinem Gürtel von Büffelleder; er trug eine dicke Casake von gestrickter Wolle; seine muskeligen Beine stacken in einer gemsledernen Hose, und ein hervorstehender Knebelbart umschattete seine trotzige und zugleich sinnliche Lippe.

„Das ist Militor, mein Stiefsohn, Herr von Loignac, der älteste Sohn meiner Frau, die eine Chavantrade ist, Verwandte der Loignac, Militor von Chavantrade, Euch zu dienen. Grüßet doch, Militor." Dann bückte er sich zu dem Kinde, das sich schreiend auf der Straße wälzte, und fügte bei, während er seine Karte in allen seinen Taschen suchte: „Sey still, Scipio, sey still, Kleiner."

Indessen verbeugte sich Militor, um dem Auftrage seines Vaters zu gehorchen, leicht, und ohne seine Hände aus dem Gürtel zu thun.

„Um Gotteswillen, mein Herr, Eure Karte," rief Loignac ungeduldig aus.

„Kommt her, und helfet mir, Lardille," sagte der Gascognier ganz erröthend zu seiner Frau.

Lardille machte die beiden an ihren Rock geklammerten Hände nach einander los, und suchte selbst in der Jagdtasche und in den übrigen Taschen ihres Mannes. „Schön!" sagte sie, „wir müssen sie verloren haben."

„Dann lasse ich Euch verhaften," äußerte Loignac.

Der Gascognier wurde blaß. „Ich heiße Eustachius von Miradour," versetzte er, „und werde mich auf die Empfehlung des Herrn von Saint-Maline, meines Verwandten, berufen."

„Ah! Ihr seyd mit Herrn von Saint-Maline verwandt," sagte Loignac, ein wenig besänftiget . . . „Wahrlich, wenn man sie hört, sind sie mit Jedermann verwandt; wohlan, suchet noch, und vorzüglich suchet mit Erfolg."

„Sehet in den Kleidern Eurer Kinder nach, Lardille," sagte Eustachius, vor Aerger und Besorgniß zitternd.

Lardille kniete sich vor einen kleinen Pack bescheidener Geräthschaften hin, den sie murrend umkehrte. Der junge Scipio fuhr fort, sich heiser zu schreien; freilich ergötzten sich seine Brüder von mütterlicher Seite, als sie sahen, daß man sich mit ihnen nicht beschäftigte, damit ihm Sand in den Mund zu stopfen. Militor rührte sich nicht; man hätte meinen mögen, daß die Beschwerlichkeiten des Familienlebens unter- oder oberhalb dieses großen Burschen hinzogen, ohne ihn zu erreichen.

„Ei," sagte plötzlich Herr von Loignac, „was seh' ich da unten, auf dem Aermel dieses Tölpels, in einem ledernen Umschlage?"

„Ja, ja, das ist's," rief Eustachius triumphirend aus; „das ist ein Einfall von Lardille; ich erinnere mich jetzt daran; sie hat diese Karte auf Militor genäht."

„Damit er etwas trage," bemerkte von Loignac ironisch. „Pfui des großen Kalbes, das nicht einmal seine Arme schlenkern läßt, aus Furcht, seine Arme zu tragen."

Militor's Lippen wurden bleich vor Zorn, während sein Gesicht auf der Nase, dem Kinne und den Augenbrauen sich roth marmorirte. „Ein Kalb hat keine Arme," brummte er mit boshaften Augen, „es hat Klauen, wie gewisse Leute von meiner Bekanntschaft."

„Ruhig!" sagte Eustachius; „Ihr sehet wohl, Militor, daß Herr von Loignac uns die Ehre erweiset, mit uns zu scherzen."

„Nein, pardioux, ich scherze nicht," versetzte Loignac, „im Gegentheile, ich will, daß dieser große Schlingel meine Worte nehme, wie ich sie sage. Wenn er mein Stiefsohn wäre, so ließe ich ihn Mutter, Bruder und Pack tragen, und corbleu, auf Alles hinauf stiege ich selbst, und würde ihm auch die Ohren verlängern, um ihm zu beweisen, daß er nur ein Esel ist."

Militor verlor alle Fassung; Eustachius schien besorgt; aber unter dieser Besorgniß brach ich weiß nicht welche Freude über diese seinem Stiefsohne zugefügte Demüthigung hervor. Lardille reichte, um alles Widrige zu verhüten, und ihren Erstgebornen von den Spöttereien des Herrn von Loignac zu befreien, dem Offiziere die aus ihrem ledernen Umschlage genommene Karte. Herr von Loignac nahm sie und las: „Eustachius von Miradoux, 26. October, Punkt Mittag, Thor Saint-Antoine."

„Gehet also sagte er, „und sehet, ob Ihr nicht irgend einen von Euern schönen oder häßlichen Fratzen vergesset."

Eustachius von Miradoux nahm den jungen Scipio wieder auf seine Arme; Lardille ergriff wieder ihren Gürtel; die beiden Kinder packten von Neuem den Rock ihrer Mutter, und diese Familientraube, vom schweigsamen Militor gefolgt, reihte sich neben jene, die nach bestandener Prüfung warteten.

„Zum Teufel," murmelte Loignac zwischen den Zähnen, als er Eustachius von Miradoux und die Seinigen ihre Schwenkung machen sah, „zum Teufel mit den Soldaten, die da Herr von Epernon bekommen wird!" Dann sagte er, sich umwendend: „Vorwärts, es ist an Euch!"

Diese Worte waren an den vierten Bewerber gerichtet. Er war allein und sehr steif, den Daumen und Mittelfinger vereinigend, um seinem eisengrauen Wamse Nasenstüber zu geben, und den Staub davon zu stieben; sein Knebelbart, der aus Katzenhaaren gemacht schien, seine grünen und funkelnden Augen, seine Augenbrauen, deren Bogen einen oberhalb der zwei hervorspringenden Backenknochen vorragenden Halbcirkel bildete, seine dünnen Lippen endlich, verliehen seiner Physiognomie jenen Typus von Mißtrauen und ängstlicher Zurückhaltung, woran man den Mann erkennt, der eben so gut den Grund seiner Börse, als den Grund seines Herzens verbirgt.

„Chalabre, 26. October, Punkt Mittag, Thor Sainte-Antoine. Gut; gehet!" sagte Loignac.

„Es dürften Reisekosten ausgesetzt seyn, denk' ich," bemerkte der Gascognier süßlich.

„Ich bin nicht Schatzmeister, mein Herr," erwiederte Loignac, „ich bin vor der Hand nur Thorwärter; passirt!"

Chalabre passirte. Hinter Chalabre kam ein junger und blonder Reiter, der, seine Karte ziehend, einen Würfel und mehrere Tarokkarten aus seiner Tasche fallen ließ. Er erklärte, Saint-Capautel zu heißen, und seine Erklärung wurde durch seine Karte bestätiget, die sich in Ordnung befand, er folgte Chalabre. Nun war noch der Sechste übrig, der, auf Einschärfung des improvisirten Pagen, vom Pferde abgestiegen war, und dem Herrn von Loignac eine Karte vorwies, auf welcher man las: „Ernauton von Carmainges, 26. October, Punkt Mittag, Thor Saint-Antoine."

Während Herr von Loignac las, beschäftigte sich der ebenfalls abgestiegene Page damit, seinen Kopf zu verbergen, indem er die sehr gut befestigte Kinnkette des Pferdes seines angeblichen Dienstherrn noch einmal befestigte.

„Gehört der Page Euch, mein Herr?" fragte Loignac Ernauton, indem er mit dem Finger den jungen Mann wies.

„Ihr sehet, Herr Capitain," antwortete Ernauton, der weder lügen, noch verrathen wollte, „Ihr sehet, daß er mein Pferd zäumt."

„Passiret!" sagte Loignac, Herrn von Carmainges aufmerksam betrachtend, dessen Gesicht und Haltung ihm besser zu entsprechen schienen, als jene aller Uebrigen. „Das ist wenigstens ein Erträglicher," murmelte er.

Ernauton bestieg wieder sein Pferd; der Page war ihm, ungezwungen, aber nicht langsam, vorausgegangen, und hatte sich bereits unter die Gruppe seiner Vorgänger gemischt.

„Oeffne das Thor," befahl Loignac, „und lasset diese sechs Personen, und die Leute ihres Gefolges passiren."

„Vorwärts, schnell, schnell, mein Gebieter," sagte der Page, „in den Sattel und von dannen!"

Ernauton wich noch einmal der Gewalt, welche dieses seltsame Wesen über ihn ausübte, spornte nach Oeffnung des Thores sein Pferd, und vertiefte sich, von den Bezeichnungen des Pagen geleitet, in das Herz der Vorstadt Saint-Antoine. Loignac ließ hinter den sechs Auserwählten das Thor wieder schließen, zum großen Mißvergnügen der Menge, die, nach vollzogener Förmlichkeit, glaubte, daß nun auch sie passiren dürfte, und, als sie ihre Erwartung getäuscht sah, lärmend ihre Mißbilligung bethätigte. Meister Miton, der, nach einem rasenden Laufe quer über die Felder, nach und nach wieder Muth gefaßt hatte, und, bei jedem Schritte das Terrain sondirend, zuletzt auf den Platz zurückgekehrt war, von dem er auslief, wagte einige Klagen über die willkürliche Art des Unterbrechens der Verkehrswege durch die Soldaten. Der Gevatter Friard, dem es gelungen war, seine Frau wieder zu finden, und der, von ihr beschützt, nichts mehr zu fürchten schien, erzählte seiner verehrungswürdigen Ehehälfte die Neuigkeiten des Tages, mit Erklärungen nach seiner Art bereichert. Die Reiter endlich, von denen einer Mayneville vom kleinen Pagen war genannt worden,

berathschlagten darüber, ob sie nicht um die Umschließungsmauer herumreiten sollten, in der sehr gegründeten Hoffnung, irgend eine Bresche zu finden, und durch die Bresche nach Paris zu kommen, ohne nöthig zu haben, noch länger bei dem Thore Saint-Antonie, oder bei irgend einem andern zu verweilen. Robert Briquet als Philosoph, der analysirt, und als Weiser, der die Quintessenz auszieht, sah ein, daß der ganze von uns so eben erzählte Auftritt, neben dem Thore sich entwickeln würde, und daß er aus den besondern Gesprächen der Reiter, der Bürger und Bauern, nichts mehr entnehmen könnte. Er näherte sich also möglichst einer kleinen Barake, die dem Thorwärter zur Loge diente, und durch zwei Fenster erhellt war, das eine mit der Aussicht nach Paris, das Andere in's Freie. Kaum stand er auf seinem neuen Posten, als ein Mann, aus dem Innern von Paris im scharfen Galoppe herbeisprengend, von seinem Pferde sprang, und, in die Loge tretend, am Fenster erschien.

„Ah! ah!" sagte Loignac.

„Da bin ich, Herr von Loignac," sagte dieser Mann.

„Gut, wo kommt Ihr her?"

„Vom Thore Saint-Victor."

„Ihr Verzeichniß?"

„Fünf."

„Die Karten?"

„Hier."

Loignac nahm die Karten, prüfte sie, und schrieb auf ein Schiefertäfelchen, das zu diesem Zwecke bereit gehalten schien, die Ziffer 5.

Der Bote ritt fort. Fünf Minuten waren noch nicht verflossen, als zwei andere Boten kamen. Loignac fragte sie nacheinander aus, und immer durch sein Guckfenster.

Der Eine kam vom Thore Bourdelle, und brachte die Ziffer 4. Der Andere vom Thore du Temple, und meldete die Ziffer 6. Loignac schrieb diese Ziffern sorgfältig auf sein Schiefertäfelchen. Diese Boten verschwanden, wie die Ersten, und wurden nach und nach durch vier Andere ersetzt, welche ankamen: Der Erste, vom Thore Saint-Denis mit der Ziffer 5. Der Zweite, vom Thore Saint-Jacques, mit der Ziffer 3. Der Dritte, vom Thore Saint-Honoré, mit der Ziffer 8. Der Vierte, vom Thore Montmartre, mit der Ziffer 4. Ein Letzter erschien endlich, vom Thore Bussy kommend, und die Ziffer 4. bringend. Dann ordnete Loignac ganz unten aufmerksam die folgende Orte und Ziffern:

Thor Saint-Victor	5
Thor Bourdelle	4
Thor du Temple	6
Thor Saint-Denis	5
Thor Saint-Jacques	3
Thor Saint-Honoré	8
Thor Montmartre	4
Thor Bussy	4
Endlich Thor Saint-Antoine	6
Summa, Fünfundvierzig, thut	45

„Gut."

„Oeffnet jetzt die Thore," rief Loignac mit starker Stimme, „und wer will, trete ein."

Alsogleich stürzten sich Pferde, Maulesel, Weiber, Kinder, Karren, nach Paris hinein, auf die Gefahr hin, bei der Enge der beiden Pfeiler der Zugbrücke erstickt zu werden. In einer Viertelstunde verlief sich durch diese weiträumige Pulsader, welche man die Straße Saint-Antoine nannte, die ganze Volkswoge, die seit dem Morgen um diesen momentanen Damm herum anschwoll. Der Lärm entfernte sich nach und nach. Herr von Loignac stieg mit seinen Leuten wieder zu Pferd.

Robert Briquet, der Letzte geblieben, nachdem er der Erste gewesen war, schritt phlegmatisch über die Kette der Zugbrücke, indem er sagte: „Alle diese Leute da wollten etwas sehen, und sahen nichts, selbst in ihren Angelegenheiten; ich wollte nichts sehen, und bin der Einzige, der etwas sah. Das ist einladend; fahren wir fort; doch wozu fortfahren? pardieu, ich weiß wohl genug davon. Wird es wohl vortheilhaft für mich seyn, Herrn von Salcède in vier Stücke zerreissen zu sehen? Nein, pardieu! Zudem verzichte ich auf die Politik. Wir wollen zu Mittag speisen; die Sonne würde Mittag weisen, wenn die Sonne schiene; es ist Zeit." Sprach's, und ging mit seinem ruhigen und maliziösen Lächeln nach Paris hinein.

Viertes Kapitel.

Die Loge Seiner Majestät des Königs Heinrich III. auf dem Grèveplatze.

Wenn wir jetzt jene volkreiche Straße des Stadttheiles Saint-Antoine bis zum Grèveplatze, in den sie ausläuft, einschlügen, fänden wir in der Menge viele von unsern Bekanntschaften; aber während diese armen Städter, minder klug als Robert Briquet, dahin ziehen, gestossen, mit den Elbogen gestupft, zerquetscht, die Einen hinter den Andern, ist es uns lieber, Dank dem Privilegium, das uns unsere Geschichtschreiberflügel verleihen, uns sogleich auf den Platz selbst zu versetzen, und nach einem raschen Ueberblicke der ganzen Scene, einen Moment nach der Vergangenheit umzuwenden, um die Ursache der betrachteten Wirkung zu ergründen.

Man kann sagen, daß Meister Friard Recht hatte, als er auf hunderttausend Menschen wenigstens die Ziffer der Zuschauer schätzte, die auf dem Grèveplatze zusammenströmen würden, um sich an dem Schauspiele zu weiden, das dort vorbereitet wurde. Ganz Paris hatte sich zum Stadthause bestellt, und Paris ist sehr pünktlich. Paris fehlt bei keinem Feste, und der Tod eines Menschen ist ein Fest, und sogar ein außerordentliches Fest, wenn er so viele Leidenschaften aufzuregen wußte, daß die Einen ihn verfluchen und die Andern ihn loben, während die größte Zahl ihn beklagt. Der Zuschauer, dem es gelang, entweder über den Quai,

neben der Schenke des Bildnisses Unserer Lieben Frau, oder sogar durch die Halle des Platzes Beaudoyer auf den Grèveplatz zu kommen, erblickte zuvörderst inmitten desselben die Bogenschützen des Richters in einem kurzen gewöhnlichen Kleide, Tandyon, und eine ansehnliche Zahl von Schweizern und leichten Reitern, ein kleines Schaffot, ungefähr vier Fuß hoch, umgebend. Dieses Schaffot, so niedrig, daß es nur für jene sichtbar war, die es umstanden, oder für jene, die das Glück hatten, sich an irgend einem Fenster zu befinden, harrete des armen Sünders, dessen sich seit dem Morgen die Mönche bemächtiget hatten, und auf den, nach dem energischen Ausdrucke des Volkes, seine Pferde warteten, um ihn auf seiner großen Reise zu ziehen. Wirklich strampelten unter einem Schirmdache des ersten Hauses nach der Straße Mouton, auf dem Platze, vier kräftige Pferde von Perche, mit vollen Rücken, weißen Mähnen, langhaarigen Füssen ungeduldig das Pflaster, und bissen einander, wiehernd, zum großen Schrecken der Frauenspersonen, die diesen Platz freiwillig gewählt hatten, oder durch Gewalt waren dahin gedrängt worden. Diese Pferde waren noch nicht gebraucht, kaum daß sie bisweilen, zufällig, in den grasreichen Ebenen ihrer Heimath, auf ihrem breiten Rückgrate das bausbäckige Kind irgend eines bei der Rückkehr von den Feldern, wenn die Sonne untergeht, sich verspäteten Bauers getragen hatten. Aber was nach dem leeren Schaffote, nach den wiehernden Pferden, die Blicke der Menge auf eine dauerndere Weise fesselte, war das Hauptfenster des Stadthauses, mit Sammet

ausgeschlagen, Roth und Gold, und auf dessen Balkone ein mit dem königlichen Wappenschilde gezierter Teppich von Sammet hing. Dieß war der Fall, weil dieses Fenster wirklich die Loge des Königs war.

Es schlug halb zwei Uhr bei Saint-Jean-en-Grève, als dieses Fenster, der Einfassung eines Gemäldes ähnlich, mit Personen sich füllte, die in ihrem Rahmen sich niederließen. Zunächst kam König Heinrich **III.**; blaß, fast kahl, obgleich er zu jener Zeit nur vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahre zählte; das Auge war in seine rußschwarze Höhle gesunken, und der Mund ganz bebend vor nervösen Zusammenziehungen. Er trat düster ein, starren Blickes, majestätisch und zugleich wankend, unheimlich in seiner Haltung, unheimlich in seinem Gange, mehr Schatten, als lebend, mehr Gespenst, als König, ein immer unbegreifliches und immer unbegriffenes Geheimniß für seine Unterthanen, die, wenn sie ihn erschienen sahen, niemals wußten, ob sie: „Es lebe der König!“ rufen, oder für seine Seele beten sollten.

Heinrich war mit einem schwarzen, mit Borten verbrämten Wamse angethan; er hatte weder Orden noch Edelsteine; ein einziger Diamant blitzte auf seiner Faltenmütze, der drei kurzen und gekräuselten Federn als Spangenhaken diente. In seiner linken Hand trug er einen kleinen schwarzen Hund, den seine Schwägerin, Maria Stuart, aus ihrem Kerker ihm gesendet hatte, und auf dessen seidezarten Haaren seine feinen und weißen Finger wie Finger von Alabaster glänzten. Hinter ihm kam Katharina von Medicis, bereits durch das

Alter gebückt, denn die Königin-Mutter mochte zu jener Zeit sechsundsechzig bis siebenundsechzig Jahre zählen, aber den Kopf noch fest und gerade tragend, unter ihrer aus Gewohnheit gerunzelten Augenbraue einen durchbohrenden Blick schleudernd, und ungeachtet dieses Blickes matt und kalt wie eine Wachsfigur in ihren Kleidern von ewiger Trauer. In der nämlichen Reihe erschien das melancholische und sanfte Antlitz der Königin Luise von Lothringen, Gemahlin Heinrichs **III.**, dem Anscheine nach eine unbedeutende Gefährtin, aber eine treue in der Wirklichkeit ihres geräuschvollen und unglücklichen Lebens.

Die Königin Katharina von Medicis ging zu einem Triumphe. Die Königin Luise wohnte einer Hinrichtung bei: Der König Heinrich brachte da eine Angelegenheit in's Reine. Eine dreifache Abstufung, die man auf der stolzen Stirne der Ersten, auf der resignirten Stirne der Zweiten, und auf der umwölkten und verdrießlichen Stirne des Dritten sah.

Hinter den erlauchten Personen, welche das Volk bewunderte, so blaß und so stumm, kamen zwei schöne junge Leute: der Eine von kaum zwanzig Jahren, der Andere von höchstens fünfundzwanzig Jahren. Sie hielten sich bei den Armen, ungeachtet der Etikette, welche verbietet, daß die Männer — in Gegenwart von Königen, wie in der Kirche in Gegenwart Gottes — an etwas sich zu halten scheinen. Sie lächelten: Der Jüngere mit einer unaussprechlichen Traurigkeit, der Aeltere mit einer bezaubernden Anmuth: sie waren schön, sie waren groß, sie waren Brüder.

Der Jüngere hieß Heinrich von Joyeuse, Graf du Bouchage, der Andere Herzog Anna von Joyeuse. Kürzlich noch war er nur unter dem Namen von Arques bei Hofe bekannt; aber der König Heinrich, der ihn mehr als Alles liebte, hatte ihn seit einem Jahre zum Pair von Frankreich gemacht, indem er die Vicegrafschaft von Joyeuse zu einem mit Pairschaft verbundenen Herzogthume erhob. Das Volk hegte gegen diesen Günstling nicht den Haß, den es ehemals gegen Maugiron, Quelus und Schomberg hegte, einen Haß, den nur von Epernon erbte. Das Volk empfing also den Fürsten und die beiden Brüder, mit bescheidenem aber schmeichelhaften Freudenrufen. Heinrich grüßte die Menge ernst und ohne Lächeln, dann küßte er seinen Hund auf den Kopf. Hierauf wendete er sich zu den jungen Leuten, und sagte zu dem Aelteren: „Lehnt Euch mit dem Rücken an die Tapete, Anna; ermüdet Euch nicht durch Stehenbleiben; es wird vielleicht lange dauern."

„Ich hoffe es wohl," äußerte Katharina, „lang und gut, Sire."

„Ihr glaubt also, daß Salcède sprechen werde, meine Mutter?" fragte Heinrich.

„Gott wird, wie ich hoffe, unsere Feinde mit dieser Verwirrung heimsuchen, denn sie sind auch Eure Feinde, meine Tochter," fügte sie bei, zur Königin sich wendend, welche erblaßte, und ihren sanften Blick senkte.

Der König schüttelte den Kopf zum Zeichen des Zweifels. Dann wendete er sich zum zweitenmal zu Joyeuse, und sagte zu ihm, als er sah, daß er ungeachtet seiner Aufforderung aufrecht stand: „Nun, Anna,

thut, was ich sagte; lehnet Euch mit dem Rücken an die Mauer, oder mit dem Elbogen auf meinen Armstuhl."

„Eure Majestät ist wahrhaftig zu gütig," versetzte der junge Herzog, „und ich werde von der Erlaubniß nur Gebrauch machen, wenn ich wirklich ermüdet seyn werde."

„Und wir werden nicht warten, bis Ihr es seyd, nicht wahr, mein Bruder?" sagte Heinrich ganz leise.

„Sey unbesorgt," antwortete Anna, mehr mit den Augen, als mit der Stimme.

„Mein Sohn," fragte Katharina, „seh' ich nicht Tumult da unten, an der Ecke des Quai?"

„Welch' ein scharfes Gesicht, meine Mutter! Ja, in der That, ich glaube, daß Ihr Recht habt. O! was hab' ich für schlechte Augen, und bin doch nicht alt!"

„Sire," unterbrach ihn Joyeuse offen, „dieser Tumult kommt vom Zurückdrängen des Volkes auf den Platz durch die Compagnie der Bogenschützen. Der zum Tode Verurtheilte wird gebracht, ganz gewiß."

„Wie schmeichelhaft ist's für Könige," bemerkte Ka-harina, „einen Menschen viertheilen zu sehen, der in en Adern einen Tropfen königlichen Blutes hat!!" Und dem sie diese Worte sprach, lastete ihr Blick auf Luisen.

„O! Madame, verzeihet mir, schonet meiner," sagte e Königin mit einer tiefen Betrübniß, welche sie ver-bens zu verhehlen suchte, „nein, dieses Ungeheuer ist ht aus meiner Familie, und Ihr habt nicht sagen llen, daß es aus ihr sey."

„Gewiß, nein," bemerkte der König, „und ich bin überzeugt, daß meine Mutter dieß nicht sagen wollte."

„Ei," entgegnete Katharina bitter, „es hält ja zu den Lothringern, und die Lothringer sind Euer, Madame, ich glaub's wenigstens. Dieser Salcède ist also mit Euch verwandt, und sogar ziemlich nahe."

„Das heißt," bemerkte Joyeuse mit einer biedersinnigen Entrüstung, die der unterscheidende Zug seines Charakters war, und in jeder Lage gegen denjenigen durchbrach, der sie erregt hatte, wer er auch seyn mochte, „das heißt, er ist vielleicht mit Herrn von Guise verwandt, aber nicht mit der Königin von Frankreich."

„Ah! Ihr seyd da, Herr von Joyeuse?" sagte Katharina mit einem unbeschreibbaren Stolze, und ein Widersprechen mit einer Demüthigung vergeltend. „Ah! Ihr seyd da? Ich hatte Euch nicht gesehen."

„Ich bin da, nicht bloß mit der Bewilligung, sondern auch auf Befehl des Königs, Madame," antwortete Joyeuse, Heinrich mit dem Blicke fragend. „Es ist nichts so Ergötzliches, einen Menschen viertheilen zu sehen, daß ich zu einem solchen Schauspiele käme, wen ich nicht dazu gezwungen wäre."

„Joyeuse hat Recht, Madame," sagte Heinrich; handelt sich hier weder um Lothringer, noch um G und vorzüglich nicht um die Königin; es hande darum, Herrn von Salcède in vier Stücke zerrei sehen, nämlich einen Mörder, der meinen Bruder wollte."

„Das Glück ist mir heute nicht günstig,"

Katharina, plötzlich nachgebend, was ihre geschickteste Tactik war, „ich bringe meine Tochter zum Weinen, und Gott verzeih mir's, ich glaube, daß ich Herrn von Joyeuse lachen mache."

„Ah! Madame," rief Luise aus, Katharinens Hände fassend, „ist es möglich, daß Eure Majestät sich in meinem Schmerze irret?"

„Und in meiner tiefen Ehrfurcht," fügte Anna von Joyeuse bei, auf die Armlehne des königlichen Stuhles sich neigend.

„Es ist wahr, es ist wahr," entgegnete Katharina, einen letzten Pfeil in das Herz ihrer Schwiegertochter bohrend. „Ich sollte wissen, wie peinlich es Euch ist, mein liebes Kind, die Complote Eurer Alliirten von Lothringen entschleiern zu sehen, und obwohl Ihr nichts dafür könnet, so macht Euch diese Verwandtschaft doch viel Kummer."

„Ah! was dieß betrifft, meine Mutter, das ist ein wenig wahr," sagte der König, der Jedermann miteinander zu verständigen suchte; „denn dießmal wissen wir denn doch, was wir von der Theilnahme der Herren von Guise an diesem Complote zu halten haben."

„Aber, Sire," bemerkte Luise von Lothringen, kühner, als sie es bisher gethan, „Eure Majestät weiß wohl, daß ich, als ich Königin von Frankreich wurde, meine Verwandten ganz unten an den Stufen des Thrones gelassen habe."

„O!" rief Anna von Joyeuse aus, „Ihr sehet, daß ich mich nicht täuschte, Sire; da erscheint der Missethäter auf dem Platze. Corbleu! das häßliche Gesicht!"

„Er hat Furcht," sagte Katharina; „er wird sprechen."

„Wenn er die Kraft dazu besitzt," erwiederte der König. „Sehet nur, meine Mutter, sein Kopf wankt, wie jener einer Leiche."

„Ich nehme mein Wort nicht zurück, Sire," sagte Joyeuse, „er ist abscheulich."

„Wie sollte ein Mensch schön seyn, dessen Denkweise so häßlich ist? Erklärte ich Euch die geheimen wechselseitigen Beziehungen des Physischen und Moralischen nicht, Anna, wie Hippocrates und Galenus sie verstanden, und selbst erklärt haben?"

„Ich stelle es nicht in Abrede, Sire; aber ich bin kein Jünger von Eurer Stärke, und ich sah bisweilen sehr häßliche Männer, die sehr tapfere Soldaten waren. Nicht wahr, Heinrich?"

Joyeuse wendete sich zu seinem Bruder um, wie um seine helfende Beistimmung anzurufen; aber Heinrich schaute, ohne zu sehen, horchte, ohne zu hören; er war in tiefes Sinnen versunken; der König antwortete also statt seiner. „Ei, mein Gott, mein lieber Anna," rief er aus, „wer sagt Euch, daß dieser da nicht tapfer sey? Er ist es, pardieu, wie ein Bär, wie ein Wolf, wie eine Schlange. Erinnert Ihr Euch nicht seiner Handlungsweise? Er hat, in seinem Hause, einen normännischen Edelmann, seinen Feind, verbrannt. Er hat sich zehnmal geschlagen, und drei von seinen Gegnern getödtet; er wurde über Falschmünzerei ertappt, und deßhalb zum Tode verurtheilt."

„Und dieß kann ich damit beweisen," sagte Katharina von Medicis, „daß er durch die Verwendung des

Herrn Herzogs von Guise, Eures Vetters, meine Tochter, begnadiget wurde."

Dießmal waren Luisens Kräfte erschöpft; sie begnügte sich; einen Seufzer auszustoßen.

„Nun," sagte Joyeuse, „das ist ein wohl ausgefülltes Daseyn, und welches sehr schnell enden wird."

„Ich hoffe, Herr von Joyeuse," entgegnete Katharina, daß es vielmehr möglichst langsam enden wird."

„Madame," versetzte Joyeuse, den Kopf schüttelnd, „ich sehe dort unten, unter jenem Schirmdache, so gute Pferde, und die mir so ungeduldig darüber scheinen, daß sie gezwungen sind, unthätig da zu verweilen, daß ich an einen sehr langen Widerstand der Muskeln, Sehnen und Knorpel des Herrn von Salcède nicht glaube."

„Ja, wenn man für diesen Fall keine Vorkehrung träfe; aber mein Sohn ist barmherzig," fügte die Königin mit dem nur ihr eigenthümlichen Lächeln bei; „er wird den Gehilfen auftragen lassen, sachte zu ziehen."

„Ich habe Euch jedoch diesen Morgen zur Frau von Mercoeur sagen hören, Madame," wendete die Königin schüchtern ein, „wenigstens dünkt es mir . . . daß dieser Unglückliche nur zwei Züge ausstehen dürfe."

„Ja, ja, wenn er sich gut aufführt," sagte Katharina; „in diesem Falle wird er möglichst eilig abgefertiget werden; aber Ihr begreift, meine Tochter, und ich wollte, da Ihr Euch für ihn interessiret, daß Ihr es ihm sagen lassen könntet; daß er sich gut aufführe, geht ihn an."

„Madame," erwiederte die Königin, „da Gott mir

nicht, wie Euch, die Kraft verliehen hat, so gebricht es mir an genügendem Muthe, leiden zu sehen."

„Wohlan, Ihr werdet nicht schauen, meine Tochter."

Luise schwieg. Der König hatte nichts gehört; er war ganz Auge; denn man beschäftigte sich, den Missethäter vom Karren zu heben, der ihn brachte, um ihn auf das kleine Schaffot zu schaffen. Inzwischen hatten die Hellebardenträger, die Bogenschützen und Schweizer, den Raum beträchtlich erweitert, wodurch um das ganze Schaffot herum ein hinreichend leerer Raum entstand, auf daß alle Augen Salcède erblicken konnten, ungeachtet der geringen Höhe seines Leichenpiedestales.

Salcède konnte vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahre alt seyn; er war stark und kräftig; die bleichen Züge seines Gesichtes, auf welchem einige Schweiß- und Blutstropfen perleten, belebten sich, da er um sich her schaute, mit einem unbeschreibbaren Ausdrucke, bald von Hoffnung, bald von Angst. Er hatte gleich anfangs die Blicke auf die königliche Loge geworfen; aber, wie wenn er eingesehen hätte, daß von dort der Tod anstatt die Rettung für ihn ausginge, seine Augen nicht auf ihr verweilen lassen. Er rechnete auf das Volk, er wühlte im Schooße dieses stürmischen Meeres mit seinen glühenden Augen, und mit seiner auf dem Rande seiner Lippen bebenden Seele. Das Volk schwieg. Salcède war kein gemeiner Mörder: Salcède war zuvörderst von vornehmer Abkunft, weil Katharina von Medicis, die sich um so besser auf die Genealogie verstand, als sie dieselbe verachtete, einen Tropfen königlichen Blutes in seinen Adern entdeckt hatte; außerdem war Salcède ein

Capitain von einigem Rufe gewesen. Diese mit einem schimpflichen Stricke gebundene Hand, hatte tapfer das Schwert geführt; dieser erdfahle Kopf, auf dem sich die Schrecken des Todes malten, Schrecken, die der zum Tode verurtheilte Verbrecher ohne Zweifel in die tiefeste Tiefe seiner Seele würde verschlossen haben, wenn nicht die Hoffnung allzuviel Platz darin eingenommen hätte, ... hatte große Pläne gehegt. Das so eben von uns Gesagte veranlaßte, daß Salcède für viele Zuschauer ein Held war, für viele Andere ein Opfer; Einige betrachteten ihn wohl als einen Mörder, aber der Menge kostet es viele Mühe, wie gewöhnliche Verbrecher Personen zu verachten, die jene großen Mordthaten versucht haben, welche das Buch der Geschichte zu gleicher Zeit, wie jenes der Gerechtigkeit verzeichnet. Daher erzählte man in der Menge, daß Salcède von einem Geschlechte von Kriegern abstamme, daß sein Vater den Herrn Cardinal von Lothringen gewaltig bekämpfte, was ihm einen glorreichen Tod inmitten der Metzelei der Bartholomäusnacht verschaffte, daß aber späterhin der Sohn, dieses Todes nicht mehr eingedenk, oder vielmehr seinen Haß einem gewissen Ehrgeize opfernd, für den das gemeine Volk immer einige Sympathie hegt, mit Spanien und den Guisen einen Vertrag schloß, um in Flandern die aufkeimende Souveraînetät des von den Franzosen so sehr gehaßten Herzogs von Anjou zu vernichten. Man erwähnte seiner Verbindungen mit Baza und Balouin, den angeblichen Urhebern des Complotes, welches dem Herzoge Franz, Bruder Heinrichs III., beinahe das Leben gekostet hätte; man erwähnte der von

Salcède bei diesem peinlichen Verfahren bethätigten Geschicklichkeit, um dem Rade, dem Galgen und dem Schelterhaufen zu entrinnen, auf denen noch das Blut seiner Mitschuldigen rauchte; er allein hatte, durch falsche und höchst arglistige Aussagen, wie die Lothringer äußerten, seine Richter geködert, so daß, um mehr davon zu erfahren, der Herzog von Anjou, momentan seiner schonend, ihn nach Frankreich hatte bringen, anstatt zu Antwerpen oder Brüssel enthaupten lassen; freilich gelangte er zuletzt zu dem nämlichen Resultate; aber Salcède hoffte auf der Reise, welche der Zweck seiner Aussagen war, durch seine Anhänger befreiet zu werden; zum Unglücke für ihn hatte er die Rechnung ohne den Herrn von Bellièvre gemacht, der, mit diesem werthvollen Pfande betraut, so sehr auf seiner Hut blieb, daß weder Spanier, noch Lothringer, noch Liguisten, auf eine Meile in seine Nähe kamen. Im Kerker hatte Salcède gehofft; Salcède hatte auf der Folter gehofft; auf dem Karren noch hatte er gehofft; auf dem Schaffote hoffte er noch immer. Nicht als ob es ihm an Muth oder Resignation fehlte; allein er gehörte zu jenen lebhaften Wesen, die sich bis zu ihrem letzten Athemzuge mit jener Beharrlichkeit und Stärke wehren, welche die menschliche Kraft bei Geistern von untergeordnetem Werthe nicht immer erreicht. Dem Könige entging eben so wenig, als dem Volke, dieser unablässige Gedanke des Salcède. Katharina, ihrerseits, studirte mit Angst die mindeste Bewegung des unglücklichen jungen Mannes; aber sie war zu weit entfernt, um der Richtung seiner Blicke zu folgen, und ihr beständiges Spiel zu bemerken.

Bei der Ankunft des Missethäters hatten sich in der Menge, wie durch Zauber, Stufen von Männern, Frauen und Kindern erhoben; so oft ein neuer Kopf über diesem beweglichen, aber von dem wachsamen Auge des Salcède bereits gemessenen Niveau erschien, analysirte er Alles völlig in einer secundenlangen Betrachtung, die wie die Prüfung von der Dauer einer Stunde diesem überreizten Gemüthe genügte, in welchem die so kostbar gewordene Zeit alle Fähigkeiten verzehnfachte, oder vielmehr verhundertfachte. War dann der Blick, dieser Blitz, auf das unbekannte und neue Gesicht geschleudert, so wurde Salcède wieder düster, und wendete seine Aufmerksamkeit anderswohin. Unterdessen hatte der Henker begonnen, sich seiner zu bemächtigen, und befestigte ihn mitten um den Leib im Mittelpunkte des Schaffotes. Schon waren sogar auf ein Zeichen des Meisters Tanchon, des Richters in einem kurzen, gewöhnlichen Kleide, und Commandanten der Execution, zwei Bogenschützen, durch die Menge dringend, fortgegangen, um die Pferde zu holen. Unter andern Umständen, oder in einer andern Absicht, hätten die Bogenschützen, inmitten dieser dichten Masse, keinen Schritt machen können; aber die Menge wußte, was die Bogenschützen thun sollten, und rückte näher aneinander und machte Bahn, wie man in einem überfüllten Theater immer den mit wichtigen Rollen beauftragten Schauspielern Platz macht. In diesem Momente ließ sich ein Geräusch vor der Thüre der königlichen Loge vernehmen, und der Thürsteher, den Thürvorhang aufhebend, meldete Ihren Majestäten, daß der Präsident Brisson und

vier Räthe, von denen Einer der Berichterstatter des Prozesses war, die Ehre zu haben wünschten, einen Augenblick mit dem Könige hinsichtlich der Hinrichtung zu sprechen.

„Das ist vortrefflich," sagte der König. Dann wendete er sich zu Katharina, und fuhr fort: „Wohlan, meine Mutter, Sie werden zufriedengestellt werden."

Katharina machte ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe, zum Merkmale der Beistimmung.

„Lasset diese Herren eintreten," sprach der König.

„Sire, eine Gnade," bat Joyeuse.

„Sprich, Joyeuse," erwiederte der König, „woferne sie nicht jene des Verurtheilten ist."

„Beruhiget Euch, Sire."

„Ich höre."

„Sire, es giebt etwas, was das Auge meines Bruders, und vorzüglich das meinige, absonderlich beleidiget, nämlich die Rothröcke und die Schwarzröcke; Eure Majestät möge also die Güte haben, uns zu erlauben, daß wir uns entfernen."

„Wie, Ihr interessirt Euch so wenig für meine Angelegenheiten, Herr von Joyeuse, daß Ihr verlangt, in einem solchen Augenblicke Euch zu entfernen?" rief Heinrich aus.

„Glaubt dieß nicht, Sire; Alles, was Eure Majestät angeht, hat ein großes Interesse für mich; allein ich bin von einer so erbärmlichen Natur, daß in dieser Hinsicht die schwächeste Frau stärker ist, als ich. Ich kann keine Hinrichtung sehen, ohne deßhalb acht Tage lang krank zu seyn. Nun aber, da ich so ziemlich nur

mehr der Einzige bin, der am Hofe lacht, seitdem mein Bruder, ich weiß nicht warum, nicht mehr lacht, so urtheilet: was aus dem ohnehin schon so traurigen Louvre werden wird, wenn ich auf den Einfall gerathe, es noch trauriger zu machen. Habt demnach die Gnade, Sire . . ."

„Du willst mich verlassen," sagte Heinrich mit einem Tone unbeschreibbarer Traurigkeit.

„Zum Henker, Sire, Ihr seyd begehrlich; eine Hinrichtung auf dem Grèveplatze, das heißt: die Rache und das Schauspiel zugleich, und welches Schauspiel, nach welchem Ihr, ganz das Gegentheil von mir, am neugierigsten seyd . . . die Rache und das Schauspiel genügen Euch nicht, und Ihr müßt Euch überdieß noch an der Schwäche Eurer Freunde ergötzen."

„Bleib, Joyeuse, bleib; Du wirst sehen, daß es interessant ist."

„Ich zweifle nicht daran; ich fürchte sogar, wie ich Eurer Majestät sagte, das Interesse möchte auf einen Grad steigen, wo ich es nicht mehr aushalten könnte; Ihr erlaubet also, nicht wahr, Sire?" Und Joyeuse machte eine Bewegung nach der Thüre.

„Nun," erwiederte Heinrich III. seufzend, „handle denn nach Deinem Kopfe; mein Loos ist, allein zu leben."

Und der König kehrte sich mit gefalteter Stirne zu seiner Mutter um, befürchtend, sie möchte das Gespräch gehört haben, das so eben zwischen ihm und seinem Günstlinge stattgefunden hatte. Katharina hatte ein eben so feines Gehör als Gesicht; allein wenn sie nicht

hören wollte, so war kein Ohr tauber, als das ihrige. Inzwischen hatte Joyeuse sich zum Ohre seines Bruders geneigt, und zu ihm gesagt: „Hurtig, hurtig, du Bouchage; während jene Räthe eintreten, schlüpfe hinter ihre großen Kleider, und laß uns unbemerkt davon schleichen; jetzt sagt der König Ja, in fünf Minuten wird er Nein sagen."

„Ich danke, ich danke, mein Bruder," versetzte der junge Mann; „es ging mir, wie Euch; es drängte mich, fortzugehen."

„Vorwärts, vorwärts! Sieh, die Raben erscheinen; verschwinde, zarte Nachtigall!"

Wirklich sah man hinter den Herren Räthen die zwei jungen Leute, wie zwei rasche Schatten fliehen. Hinter ihnen sank der Thürvorhang mit den schweren Falten wieder herab. Als der König das Haupt umwendete, waren sie verschwunden. Heinrich stieß einen Seufzer aus, und küßte seinen kleinen Hund.

Fünftes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Die Räthe standen schweigend im Hintergrunde der königlichen Loge, gewärtig, daß der König sie anspreche. Der König ließ einen Augenblick auf sich warten, dann wendete er sich zu ihnen um, und fragte: „Wohlan, meine Herren, was giebt's Neues? Guten Tag, Herr Präsident Brisson."

„Sire," antwortete der Präsident mit seiner ungezwungenen Hugenottenhöflichkeit, „wir kommen, um Eure Majestät nach dem Wunsche des Herrn von Thou zu bitten, des Lebens des Verbrechers zu schonen. Ohne Zweifel hat er einige Mittheilungen zu machen, die man, das Leben ihm verheißend, erhalten könnte."

„Hat man sie denn nicht erhalten, Herr Präsident?" fragte der König.

„Ja, Sire, — theilweise, — genügt dieß Eurer Majestät?"

„Ich weiß, was ich weiß, Herr."

„Dann weiß Eure Majestät, was sie von der Theilnahme Spaniens an dieser Angelegenheit zu halten hat."

„Spaniens, ja, Herr Präsident, und selbst mehrerer anderer Mächte."

„Es wäre wichtig, diese Theilnahme zu erweisen, Sire."

„Daher hat der König die Absicht, Herr Präsident," äußerte Katharina, „die Hinrichtung aufzuschieben, wenn der Missethäter ein Geständniß unterzeichnet, gleichlautend mit seinen Aussagen in Gegenwart des Richters, der ihn auf die Folter spannen ließ."

Brisson fragte den König mit den Augen und der Geberde.

„Dieß ist meine Absicht," sagte Heinrich, „und ich verhehle sie nicht länger; Ihr könnt Euch dessen versichern, Herr Brisson, indem Ihr Euren Richter im kurzen Kleide mit dem Verbrecher sprechen lasset."

„Hat Eure Majestät sonst nichts zu befehlen?"

„Nichts. Doch keine Veränderung in den Geständ-

nissen, oder ich nehme mein Wort zurück. Sie sind öffentlich, sie sollen vollständig seyn."

„Ja, Sire. Nebst den Namen der bloßgestellten Personen?"

„Nebst den Namen, nebst allen Namen!"

„Selbst wenn diese Namen durch das Geständniß des Verbrechers mit Hochverrath und Empörung im ersten Grade befleckt würden?"

„Selbst wenn diese Namen jene meiner nächsten Verwandten wären!" versetzte der König.

„Es wird geschehen, wie Eure Majestät befehlen."

„Ich erkläre mich, Herr Brisson. Kein Mißverständniß also; man wird dem zum Tode Verurtheilten Papier und Federn bringen. Er wird sein Geständniß niederschreiben, und dadurch öffentlich zeigen, daß er sich auf unsere Barmherzigkeit berufe, und sich unserer Willkür überlasse. Nachher wollen wir sehen."

„Aber ich darf versprechen?"

„Ei ja, versprechet immerhin."

„Gehet, meine Herren," sagte der Präsident, die Räthe entlassend. Und nach ehrerbietiger Verbeugung vor dem Könige entfernte er sich hinter ihnen.

„Er wird sprechen, Sire," sagte Luise von Lothringen, ganz zitternd, „er wird sprechen, und Eure Majestät wird begnadigen. Sehet, wie der Schaum auf seinen Lippen schwimmt."

„Nein, nein, er sucht," erwiederte Katharina, „er sucht, und sonst ist's nichts. Was sucht er denn?"

„Parbleu!" versetzte Heinrich III., „dieß ist nicht schwer zu errathen; er sucht den Herrn Herzog von

Parma, den Herrn Herzog von Guise, er sucht meinen Herrn Bruder, den ächt=katholischen König. Ja, suche, suche, warte; glaubst Du etwa, daß der Grèveplatz ein bequemerer Platz zu einem Hinterhalte sey, als die Straße nach Flandern; glaubst Du, daß ich hier nicht hundert Bellièvre habe, um Dich zu verhindern, das Schaffot zu verlassen, wohin ein Einziger Dich führte?"

Salcède hatte die Bogenschützen fortgehen sehen, um die Pferde zu holen. Er hatte den Präsidenten und die Räthe in der Loge des Königs erblickt, — dann sie verschwinden sehen: er merkte, daß der König so eben den Befehl zur Hinrichtung gab. „Niemand, Niemand!" murmelte er. „Nicht Einer von Jenen, die mir Hülfe versprochen hatten! Memmen! Memmen! Memmen!"

Der Richter Tanchon näherte sich dem Schaffote, und sagte, zum Henker sich wendend: „Macht Euch fertig, Meister."

Der Henker machte ein Zeichen nach dem andern Ende des Platzes, und man sah hinter den durch die Menge dringenden Pferden eine lärmende Hohlgasse entstehen, die gleich dem Kielwasser des Meeres in ihrem Rücken sich wieder füllte. Diese Hohlgasse wurde von den Zuschauern gebildet, welche der rasche Durchzug der Pferde seitwärts drängte, oder zu Boden warf; aber die geschleifte Mauer erhob sich alsogleich wieder, und bisweilen wurden die Ersten die Letzten, und so umgekehrt, — denn die Starken stürzten sich in den leeren Raum. Jetzt konnte man an der Ecke der Straße de la Vannerie, als die Pferde dort vorbeizogen, einen schönen jungen Mann von unserer Bekanntschaft von dem

Ecksteine herabspringen sehen, auf den er gestiegen war, von einem Jünglinge gedrängt, der kaum fünfzehn bis sechszehn Jahre alt, und auf dieses schreckliche Schauspiel sehr erpicht zu seyn schien. Dieß waren der geheimnißvolle Page, und der Vicomte Ernauton von Carmainges.

„Nun, schnell, schnell," flüsterte der Page seinem Gefährten in das Ohr, „werft Euch in die Oeffnung, es ist kein Augenblick zu verlieren."

„Wir werden ja erstickt," erwiederte Ernauton, „Ihr seyd von Sinnen, mein kleiner Freund."

„Ich will sehen, in der Nähe sehen," sagte der Page mit einem so gebieterischen Tone, daß man leicht sehen konnte, dieser Befehl komme aus einem Munde, der zu befehlen gewohnt war.

Ernauton gehorchte.

„Drängt Euch an die Pferde, drängt Euch an die Pferde," versetzte der Page; „weicht nicht einen Fuß breit von ihnen, oder wir werden nicht hinkommen."

„Aber bevor wir hinkommen, werdet Ihr in Stücke zerrissen."

„Bekümmert Euch nicht um mich. — Vorwärts! Vorwärts!"

„Die Pferde werden ausschlagen."

„Packet den Schweif des Letzten; ein Pferd, welches man auf diese Weise hält, schlägt nie aus."

Ernauton gehorchte wider seinen Willen dem seltsamen Einfluße dieses Jünglings; er gehorchte, klammerte sich an die Mähne des Pferdes, während der Page an seinem Gürtel sich hielt. Und inmitten dieser

Menge, wogend wie ein Meer, dornig wie ein Gebüsch, hier einen Zipfel ihres Mantels zurücklassend, dort ein Bruchstück ihres Wamses, weiterhin die Krause ihres Hemdes, gelangten sie, gleichzeitig mit dem Gespanne, auf drei Schritte zum Schaffote, auf welchem Salcède in den Krämpfen der Verzweiflung sich krümmte.

„Sind wir angekommen?" murmelte der Jüngling beklommen und athemlos, als er fühlte, daß Ernauton stille stand.

„Ja," antwortete der Vicomte; — „zum Glücke, — denn meine Kräfte waren erschöpft."

„Ich sehe nicht."

„Tretet vor mich hin."

„Nein, nein, noch nicht... Was macht man?"

„Schleifen an die äussersten Enden der Stricke."

„Und was thut er?"

„Wer er?"

„Der Missethäter."

„Seine Augen schweifen umher, wie jene eines lauernden Geiers."

Die Pferde waren nahe genug bei dem Schaffote, daß die Henkersknechte die an ihren Halsgeschirren befestigten Stränge um die Hände und Füße des Salcède schlingen konnten.

Salcède stieß ein Gebrüll aus, als er an seinen Knöcheln die runzelige Berührung der Stricke fühlte, die eine Schleife an sein Fleisch preßte. Er warf dann einen letzten, einen unbeschreibbaren Blick auf diesen ganzen, unermeßlichen Platz, dessen hunderttausend Zuschauer er im Kreise seines Gesichtsstrahles umfaßte.

„Mein Herr," sagte der Richter Tanchon höflich zu ihm, „beliebt es Euch, zum Volke zu sprechen, bevor wir zu Werke gehen?" Und er neigte sich zum Ohre des zum Tode Verurtheilten, um ganz leise beizufügen: „Ein freimüthiges Geständniß... rettet das Leben."

Salcède schaute ihm bis in die Tiefe der Seele. Dieser Blick war so beredt, daß er dem Herzen Tanchon's die Wahrheit zu entreißen schien, und sie bis in seine Augen emporhob, in denen sie strahlte. Salcède täuschte sich nicht; er sah ein, daß der Richter aufrichtig sey, und halten würde, was er versprach.

„Ihr sehet," fuhr Tanchon fort, „man verläßt Euch; Ihr habt keine andere Hoffnung mehr auf dieser Welt, als jene, die ich Euch anbiete."

„Wohlan," erwiederte Salcède mit einem heiseren Seufzer, „gebietet Stille, ich bin bereit, zu sprechen."

„Der König fordert ein geschriebenes und unterzeichnetes Geständniß."

„Dann bindet mir die Hände los, und gebt mir eine Feder, ich will schreiben."

„Euer Geständniß?"

„Mein Geständniß, meinetwegen."

Tanchon, außer sich vor Freude, brauchte nur zu winken; der Fall war vorhergesehen. Ein Bogenschütze hielt alles Nöthige in Bereitschaft; er reichte ihm das Tintenfaß, die Feder, das Papier, welche Dinge Tanchon gleich auf das Holz des Schaffotes legte. Zugleich spannte man, etwa um drei Fuß, den Strick ab, der das rechte Handgelenk des Salcède umschnürte, und man hob ihn auf den erhöhten Platz, damit er schreiben

konnte. Als Salcède endlich saß, begann er mit Macht zu athmen, und seine Hand zu gebrauchen, um seine Lippen zu trocknen, und seine Haare emporzustreichen, welche schweißfeucht auf seine Brauen fielen.

„Vorwärts, vorwärts," sagte Tanchon, „macht es Euch bequem, und schreibet ja Alles nieder."

„O! fürchtet Euch nicht," antwortete Salcède, seine Hand nach der Feder ausstreckend. „Seyd unbesorgt, ich werde jene nicht vergessen, die mich vergessen."

Und bei diesen Worten wagte er einen letzten Blick. Ohne Zweifel war der Moment für den Pagen gekommen, sich zu zeigen, denn die Hand von Ernauton's fassend, sagte er zu ihm: „Mein Herr, ich bitte Euch, umschlingt mich mit Euren Armen, und hebet mich über die Köpfe empor, die mich verhindern, zu sehen."

„Ah! Ihr seyd ja wahrhaftig unersättlich, junger Mann!"

„Noch diesen Dienst, mein Herr."

„Ihr mißbrauchet."

„Ich muß den zum Tode Verurtheilten sehen, verstehet Ihr? Ich muß ihn sehen."

Als Ernauton ohne Zweifel nicht rasch genug auf diese Einschärfung antwortete, fügte er bei: „Habt Mitleiden, mein Herr, ich bitte Euch, ich bitte Euch inständig darum."

Der Jüngling war kein eigensinniger Tyrann mehr, sondern ein unwiderstehlich Bittender. Ernauton hob ihn auf seinen Armen empor, nicht ohne einiges Erstaunen über die Zartheit dieses Leibes, den er zwischen seinen Händen drückte. Der Kopf des Pagen überragte

also die übrigen Köpfe. Gerade hatte Salcède, seine kreisförmige Musterung vollendend, die Feder ergriffen.

Er sah das Gesicht des Jünglings, und war im höchsten Grade bestürzt. In diesem Momente legte der Page die beiden Finger auf seine Lippen. — Eine unaussprechliche Freude verklärte alsogleich das Antlitz des Verurtheilten. — Man hätte sie für die Wonnetrunkenheit des bösen Reichen halten mögen, welchem Lazarus einen Tropfen Wasser auf die ausgetrocknete Zunge fallen läßt. Er hatte so eben das ungeduldig erwartete Zeichen erblickt, das ihm Hülfe verkündete. Nach einer Betrachtung von mehrern Secunden, ergriff Salcède das Papier, welches ihm Tanchon, über seine Unschlüssigkeit besorgt, reichte, und begann, mit einer fieberhaften Thätigkeit zu schreiben.

„Er schreibt, er schreibt," murmelte die Menge.

„Er schreibt," wiederholte die Königin-Mutter mit einer augenscheinlichen Freude.

„Er schreibt," sagte der König, par la mordieu! ich werde ihn begnadigen."

Plötzlich unterbrach sich Salcède, um den Jüngling noch einmal anzuschauen. Der Jüngling wiederholte das nämliche Zeichen, und Salcède schrieb wieder fort. Dann, nach einem kürzern Zwischenraume, unterbrach er sich wieder, um von Neuem zu schauen. Dießmal machte der Page ein Zeichen mit den Fingern und dem Kopfe.

„Seyd Ihr fertig?" fragte Tanchon, der sein Papier nicht aus den Augen ließ.

„Ja," antwortete Salcède maschinenmäßig.

„So unterzeichnet."

Salcède unterzeichnete, ohne auf das Papier seine Blicke zu werfen, die auf den Jüngling geheftet blieben. Tanchon streckte die Hand nach dem Geständnisse aus.

„Dem Könige, dem Könige allein," sagte Salcède. Er überreichte das Papier dem Richter im kurzen, gewöhnlichen Kleide, aber zögernd, und wie ein besiegter Soldat, der seine letzte Waffe ausliefert.

„Wenn Ihr Alles gut eingestanden habt," äußerte der Richter, „so seyd Ihr gerettet, Herr von Salcède."

Ein mit Ironie und Besorgniß gemischtes Lächeln, zuckte über die Lippen des zum Tode Verurtheilten, der seinen geheimnißvollen Zeichengeber ungeduldig zu fragen schien. Endlich wollte Ernauton, ermüdet, seine lästige Bürde wegthun; er öffnete die Arme. Der Page glitt zu Boden. Mit ihm verschwand die Erscheinung, welche den Verurtheilten gestärkt hatte. Als Salcède den Jüngling nicht mehr sah, suchte er mit den Augen; dann rief er wie verrückt: „Nun denn! Nun denn!"

Niemand antwortete ihm.

„He, schnell, schnell, beeilet Euch," sagte er, „der König hält das Papier in der Hand, er wird sogleich lesen."

Niemand rührte sich. Der König entfaltete schnell das Geständniß.

„O! tausend Teufel!" schrie Salcède, „sollte man mich gefoppt haben? Ich habe sie doch wohl erkannt. Sie war's, sie war's!"

Kaum hatte der König die ersten Zeilen durchlaufen, als er von Entrüstung ergriffen schien. Dann erblaßte

er, und rief aus: „O! der Elende! — o! der schlechte Mensch!“

„Was giebt's, mein Sohn? fragte Katharina.

„Was es giebt? Er widerruft, meine Mutter, er behauptet, nie etwas eingestanden zu haben.“

„Und weiter?“

„Weiter erklärt er die Herren von Guise unschuldig, und allen Comploten fremd.“

„Im Grunde,“ stammelte Katharina, wenn es wahr ist . . .“

„Er lügt!“ rief der König aus, „er lügt wie ein Heide.“

„Was wißt Ihr hiewegen, mein Sohn? Die Herren von Guise sind vielleicht verleumdet. — Die Richter haben vielleicht in ihrem allzu großen Eifer die Aussagen falsch ausgelegt.“

„Ei, Madame,“ versetzte Heinrich, der sich nicht länger bewältigen konnte, — „ich habe Alles gehört.“

„Ihr, mein Sohn?“

„Ja, ich.“

„Und wann, so es Euch beliebt?“

„Als der Verbrecher auf der Folter lag; — ich war hinter einem Vorhange; kein einziges seiner Worte entging mir, und jedes seiner Worte drang mir in den Kopf, wie ein Nagel unter dem Hammer.“

„Wohlan, lasset ihn durch die Tortur zum Sprechen bringen, weil er der Tortur bedarf; befehlet, daß die Pferde ziehen.“

Vom Zorne hingerissen, hob Heinrich die Hand auf. Der Richter Tanchon wiederholte dieses Zeichen. Be-

reits waren die Stricke an den vier Gliedern des Verurtheilten wieder befestiget worden; vier Männer sprangen auf die vier Pferde; vier Peitschenhiebe knallten, und die vier Pferde rannten nach den entgegengesetzten Richtungen. Ein entsetzliches Krachen und ein entsetzlicher Schrei gingen zu gleicher Zeit vom Boden des Schaffotes aus. Man sah die Glieder des unglücklichen Salcède blau werden, sich verlängern und mit Blut unterlaufen; sein Gesicht war nicht mehr jenes eines menschlichen Geschöpfes: es war die Larve eines Dämons. „Ah! Verrätherei! Verrätherei!“ sagte er. „Wohlan! Ich werde sprechen, ich will sprechen, ich will Alles sagen. Ah! verfluchte Herzo .....“

Die Stimme übertäubte das Wiehern der Pferde und das Tosen der Menge; aber plötzlich erlosch sie.

„Haltet ein! Haltet ein!“ rief Katharina.

Es war zu spät. Der Kopf des Salcède, kurz zuvor durch den Schmerz und die Wuth steif, sank plötzlich auf den Boden des Schaffotes hin.

„Lasset ihn sprechen,“ schrie die Königin-Mutter zornig. „Haltet ein, so haltet doch ein!“

Das Auge des Salcède war übermäßig aufgesperrt geblieben, starr, und hartnäckig in die Gruppe glotzend, wo der Page erschienen war. Tanchon folgte geschickt der Richtung dieses Blickes. Aber Salcède konnte nicht mehr sprechen, er war todt. Tanchon ertheilte ganz leise einige Befehle an seine Bogenschützen, welche die Menge in der durch die anklagenden Blicke des Salcède bezeichneten Richtung zu durchsuchen begannen.

„Ich bin entdeckt,“ flüsterte der junge Page Ernau-

ton in's Ohr, „habt Mitleiden, steht mir bei, helfet mir, mein Herr, sie kommen! sie kommen!“

„Aber was wollt Ihr denn wieder?“

„Fliehen . . . seht Ihr denn nicht, daß sie mich suchen.“

„Aber wer seyd Ihr denn wieder?“

„Ein Weib . . . rettet mich! beschützet mich!“

Ernauton erblaßte; aber die Großmuth trug den Sieg über das Staunen und die Furcht davon. Er stellte seinen Schützling vor sich hin, bahnte ihm durch derbe Schläge mit dem Dolchknopfe einen Weg, und drängte ihn bis zur Ecke der Straße du Mouton, an eine offene Thüre. Der junge Page machte einen Sprung, und verschwand durch diese Thüre, die ihn zu erwarten schien, und hinter ihm sich wieder schloß. Er hatte sogar nicht einmal die Zeit gehabt, ihn um seinen Namen zu fragen, noch wo er ihn wieder finden könnte. Aber verschwindend hatte der junge Page, als hätte er seinen Gedanken errathen, ihm ein verheißungsvolles Zeichen gemacht. Nun seiner Bürde ledig, kehrte Ernauton zum Mittelpunkte des Platzes zurück, und umfaßte mit einem einzigen Blicke das Schaffot und die königliche Loge.

Salcède lag starr und erdfahl auf dem Schaffote. Katharina stand leichenblaß und bebend in ihrer Loge. „Mein Sohn,“ sagte sie endlich, den Schweiß von ihrer Stirne trocknend, „mein Sohn, Ihr werdet wohl thun, einen andern Nachrichter anzustellen; dieser ist ein Liguist!“

„Und woran seht Ihr dieß, meine Mutter?“ fragte Heinrich.

„Schauet, schauet!“

„Wohlan, ich schaue.“

„Salcède hat nur einen einzigen Zug ausgestanden, und er ist todt.“

„Weil er für den Schmerz allzu empfindlich ist.“

„Nein! Nein!“ sagte Katharina mit einem Lächeln der Verachtung, das ihr die geringe Scharfsichtigkeit ihres Sohnes entriß, „sondern weil er von unterhalb des Schaffotes in dem Momente war erwürgt worden, da er jene anklagen wollte, die ihn sterben ließen. Lasset die Leiche durch einen sachverständigen Doctor untersuchen, und Ihr werdet, dessen bin ich gewiß, um seinen Hals herum den von der Schnur zurückgelassenen Kreis finden.“

„Ihr habet Recht,“ entgegnete Heinrich, dessen Augen einen Augenblick funkelten; „mein Vetter von Guise ist besser bedient, als ich.“

„St! St! mein Sohn,“ bemerkte Katharina, „kein Aufsehen; man würde sich über uns lustig machen; denn dießmal wieder ist die Partie verloren.“

„Joyeuse hat wohl gethan, fortzugehen, und sich anderswo zu ergötzen,“ äußerte der König; „man kann in dieser Welt auf nichts mehr rechnen, nicht einmal auf die Hinrichtungen. Gehen wir, meine Damen, gehen wir!“

Sechstes Kapitel.

Die beiden Joyeuse.

Die Herren von Joyeuse hatten sich, wie wir sahen, während dieser Scene durch die Hinterthüren des Stadthauses davon geschlichen, ließen ihre Lakeien, die mit den Pferden auf sie warteten, bei den Equipagen des Königs, und gingen neben einander in den Straßen dieses volkreichen Stadttheiles, welche an diesem Tage öde waren, eine so große Zahl von Zuschauern hatte der Grèveplatz verschlungen. Als sie sich einmal im Freien befanden, waren sie, sich bei den Armen haltend, ihres Weges gegangen, aber ohne mit einander zu sprechen. Heinrich, kurz zuvor noch so fröhlich, war tiefsinnig und fast düster. Anna schien besorgt und fast verlegen wegen dieses Schweigens seines Bruders. Er zuerst brach das Schweigen. „Nun denn, Heinrich," fragte er, „wohin führst Du mich?"

„Ich führe Euch nicht, mein Bruder, ich gehe vor mich hin," antwortete Heinrich, wie aus dem Schlafe aufgeschreckt. „Wünschet Ihr irgend wohin zu gehen, mein Bruder?"

„Und Du?"

„Heinrich lächelte traurig. „O! mir liegt wenig daran," versetzte er, „wohin ich gehe."

„Dennoch gehest Du an jedem Abende irgendwo hin," sagte Anna, „denn an jedem Abende gehest Du zur nämlichen Stunde aus, um erst ziemlich spät in der Nacht, und bisweilen gar nicht, heimzukehren."

„Fragt Ihr mich, mein Bruder?“ fragte Heinrich mit einer anmuthigen Sanftheit, mit einer gewissen Ehrerbietung gegen seinen ältern Bruder vermischt.

„Ich soll Dich fragen?“ erwiederte Anna; „Gott bewahre mich davor; die Geheimnisse gehören jenen, die sie bewahren.“

„Wenn Ihr es wünschet, mein Bruder,“ entgegnete Heinrich, „so werde ich keine Geheimnisse vor Euch haben; Ihr wisset es wohl.“

„Du wirst keine Geheimnisse vor mir haben, Heinrich?“

„Niemals, mein Bruder; seyd Ihr nicht mein Herr und mein Freund zugleich?“

„Ei, ich dachte, Du hättest welche vor mir, der ich nur ein armer Laie bin; ich dachte, Du hättest unsern gelehrten Bruder, diesen Pfeiler der Theologie, diese Leuchte der Religion, diesen gelehrten Baumeister von Gewissensfällen des Hofes, welcher dereinst Cardinal werden wird, daß Du Dich ihm anvertrautest, und daß Du bei ihm Beicht, Absolution und wer weiß . . . auch Rath fändest, denn in unserer Familie,“ fügte Anna lächelnd bei, „taugt man zu Allem, wie Du weißt, wovon unser theuerster Vater den Beweis liefert.“

Heinrich du Bouchage ergriff die Hand seines Bruders, und drückte sie ihm liebevoll. „Ihr seyd mir mehr als Gewissensrath, mehr als Beichtvater, mehr als Vater, mein lieber Anna,“ sagte er, „ich wiederhole Euch, daß Ihr mein Freund seyd.“

„Warum sah ich Dich dann, mein Freund, da Du doch lustig warst, nach und nach traurig werden, und

warum gehst Du, anstatt bei Tag auszugehen, jetzt nur mehr bei Nacht aus?"

„Mein Freund, ich bin nicht traurig," antwortete Heinrich lächelnd.

„Was fehlt Dir denn?"

„Ich bin verliebt."

„Gut! Und dieses Nachsinnen?"

„Rührt davon her, daß ich unaufhörlich an meine Liebe denke."

„Und Du seufzest, indem Du mir dieß sagest?"

„Ja."

„Du seufzest, Du, Heinrich, Graf du Bouchage, Du, der Bruder von Joyeuse, den die bösen Zungen den dritten König von Frankreich nennen. Du weißt, daß Herr von Guise der zweite ist, wenn anders nicht der erste; Du, der Du reich bist, der Du schön bist, der Du Pair von Frankreich seyn wirst, wie ich, und Herzog, wie ich, bei der ersten Gelegenheit, die ich dazu finden werde, Du bist verliebt, Du sinnest und Du seufzest; Du seufzest, der Du zum Wahlspruche genommen hast: **Hilariter** (fröhlich)."

„Mein lieber Anna, alle diese Gaben der Vergangenheit oder alle diese Verheißungen der Zukunft, hab' ich nie in die Reihe jener Dinge gestellt, die mein Glück machen könnten. Ich hege keinen Ehrgeiz."

„Das heißt, Du hegest keinen mehr."

„Oder wenigstens bemühe ich um die Dinge mich nicht, von denen Ihr sprechet."

„In diesem Momente vielleicht, aber später wirst Du darauf zurück kommen."

„Niemals, mein Bruder. — Ich wünsche nichts, ich will nichts."

„Und Du hast Unrecht, mein Bruder. — Wenn man Joyeuse heißt, das heißt: wenn man einen der schönsten Namen Frankreichs führt; wenn man einen Günstling des Königs zum Bruder hat, wünscht man Alles, — will man Alles, — und bekommt man Alles."

Heinrich senkte melancholisch seinen blonden Kopf, und schüttelte ihn.

„Nun," äußerte Anna, „wir sind hier ganz allein, völlig unbemerkt. Der Teufel hole mich, wir sind so schnell über das Wasser gekommen, daß wir jetzt auf der Brücke de la Tournelle stehen, und zwar ohne daß wir es gewahr wurden. Ich glaube nicht, daß auf diesem solirten Ufer, bei diesem kalten Winde, in der Nähe dieses grünen Wassers, uns Jemand belauschen werde. Hast Du mir etwas Wichtiges zu sagen, Heinrich?"

„Nichts, nichts, außer daß ich verliebt bin, und Ihr wisset es schon, mein Bruder, weil ich es Euch so eben erst gestand."

„Aber, was Teufels! das ist nicht wichtig," erwiederte Anna, mit dem Fuße stampfend. „Alle Wetter, auch ich bin verliebt."

„Nicht wie ich, mein Bruder."

„Auch ich denke bisweilen an meine Geliebte."

„Ja, aber nicht immer."

„Auch ich habe Widrigkeiten, sogar Kummer."

„Ja, aber Ihr habt auch Freuden, denn man liebt Euch."

„O! ich habe auch große Hindernisse; man fordert von mir große Geheimnisse."

„Man fordert? Ihr sagtet: man fordert, mein Bruder. Wenn Eure Geliebte fordert, gehört sie Euch."

„Ohne Zweifel gehört sie mein, das heißt: mein und dem Herrn von Mayenne; denn, Vertrauen für Vertrauen, Heinrich, ich habe gerade die Geliebte dieses Mädchenjägers Mayenne, ein in mich vernarrtes Mädchen, welches auf der Stelle Mayenne verließe, wenn sie nicht fürchtete, daß Mayenne sie tödten möchte. Es ist seine Gewohnheit, die Frauenspersonen zu tödten, wie Du weißt. Ferner verabscheue ich diese Guisen, und es ergötzt mich ... auf Kosten von Einem von ihnen mich zu ergötzen. Wohlan, ich sage es Dir, ich wiederhole es Dir, ich habe bisweilen Anstände, Zwiste, aber ich werde deßhalb nicht düster, wie ein Karthäuser; ich bekomme deßhalb keine aufgelaufenen Augen. Ich fahre fort, zu lachen, wenn nicht immer, wenigstens bisweilen. Nun, sag mir, wen Du liebst, Heinrich; ist Deine Geliebte wenigstens schön?"

„Ach! mein Bruder, sie ist nicht meine Geliebte."

„Ist sie schön?"

„Allzu schön."

„Ihr Name?"

„Ich weiß ihn nicht."

„Geh doch!"

„Auf Ehre!"

„Mein Freund, ich beginne zu glauben, daß es viel gefährlicher ist, als ich dachte. Das ist nicht Traurigkeit, alle Wetter, das ist Wahnsinn."

„Sie sprach nur ein einzigesmal mit mir, oder viel-

mehr sie sprach nur ein einzigesmal in meiner Gegenwart, und seit jener Zeit hörte ich nicht einmal den Ton ihrer Stimme."

„Und Du hast Dich nicht erkundiget?"

„Bei wem?"

„Wie! Bei wem? Bei den Nachbaren."

„Sie bewohnt ein Haus allein, und Niemand kennet sie."

„Ah! ist sie denn ein Schatten?"

„Sie ist eine Dame, groß und schön, wie eine Nymphe, ernst und würdevoll, wie der Engel Gabriel!"

„Wie lerntest Du sie kennen? Wo trafest Du sie?"

„Eines Tages folgte ich einem jungen Mädchen zur Kreuzstraße der Aegyptierin; *) ich trat in den kleinen Garten, der zur Kirche führt; dort ist eine Bank unter den Bäumen. Seyd Ihr jemals in diesen Garten gegangen, mein Bruder?"

„Niemals! gleichviel, fahr fort; es ist eine Bank dort unter den Bäumen; weiter?"

„Das Dunkel begann dichter zu werden; ich verlor das junge Mädchen aus den Augen, und kam, indem ich es suchte, zu dieser Bank."

„Nur zu, nur zu, ich höre."

„Ich hatte so eben ein Frauenzimmerkleid auf dieser Seite schimmern sehen, ich streckte die Hände aus. Um

*) De la Gypecienne oder de l'Egyptienne, — der Name der zur Verehrung der bekehrten Maria, der Aegyptierin, erbauten Kirche, und einer Straße.
D. Ueb.

Vergebung, mein Herr,“ sagte plötzlich die Stimme eines Mannes zu mir, den ich nicht bemerkt hatte, „um Vergebung.“ Und die Hand dieses Mannes schob mich sachte, aber mit Festigkeit weg.“

„Er wagte es, Dich zu berühren? Einen Joyeuse.“

„Höre, dieser Mann hatte das Gesicht in einer Art von Mönchskappe versteckt; ich hielt ihn für einen Mönch, da er mir durch den liebreichen und artigen Ton seiner Erwiederung Ehrfurcht einflößte; denn zu gleicher Zeit, da er mit mir sprach, wies er mir mit dem Finger in einer Entfernung von zehn Schritten jene Frauensperson, deren weißes Kleid mich nach jener Seite gelockt, und die so eben vor jene steinerne Bank sich hingekniet hatte, wie wenn diese ein Altar gewesen wäre.

„Ich blieb stehen, mein Bruder: dieses Abenteuer begegnete mir gegen Anfang des Monates September; die Luft war warm; die Veilchen und Rosen, von Gläubigen auf den Gräbern der Einfriedung gepflegt, hauchten mir ihre süssen Düfte zu; der Mond brach durch eine weißliche Wolke hinter dem Glöckchen der Kirche, deren Fenster oben sich zu versilbern begannen, während sie unten durch den Widerstrahl der angezündeten Kerzen sich vergoldeten. Mein Freund, mochte es eine Wirkung der Majestät des Ortes, oder persönliche Würde seyn, diese Frauensperson auf den Knien schien mir in der Finsterniß zu leuchten, wie eine Bildsäule von Marmor, und wie wenn sie wirklich von Marmor gewesen wäre. Sie flößte mir ich weiß nicht welche Ehrfurcht ein, die mein Herz durchschauderte. Ich

schaute sie gierig an. Sie bückte sich über die Bank, umschlang sie mit ihren beiden Armen, drückte ihre Lippen auf dieselbe, und alsogleich sah ich ihre Schultern durch die Anstrengung ihrer Seufzer und Thränen sich wellenförmig bewegen; nie habt Ihr solche Töne gehört, mein Bruder, nie hat ein spitziger Stahl so schmerzlich ein Herz zerrissen! Fortwährend weinend, küßte sie den Stein mit einer Innigkeit, die mich vernichtete; ihre Thränen rührten mich, ihre Küsse machten mich wahnsinnig."

„Alle Wetter, da war ja sie wahnsinnig," versetzte Joyeuse; „küßt man so einen Stein, weint man so wegen nichts?"

„O! ein großer Schmerz zwang sie, zu weinen, eine innige Liebe bewog sie, diesen Stein zu küssen; nur entsteht die Frage: wen liebte sie? wen beweinte sie? für wen betete sie? Ich weiß es nicht."

„Hast Du den Mann nicht gefragt?"

„Allerdings."

„Und was antwortete er Dir?"

„Daß sie ihren Gatten verloren habe."

„Beweint man einen Gatten auf solche Weise?" erwiederte Joyeuse; „pardieu! eine saubere Antwort; und Du begnügtest Dich damit?"

„Ich mußte wohl, da er mir keine andere geben wollte."

„Aber wer ist dieser Mann?"

„Eine Art von Diener, der bei ihr wohnt."

„Sein Name?"

„Er weigerte sich, ihn mir zu nennen."

„Jung? Alt?"

„Er kann achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt seyn."

„Also weiter . . . Sie blieb nicht die ganze Nacht da, um zu beten und zu weinen, nicht wahr?"

„Nein, als sie zu weinen aufgehört, das heißt, als sie ihre Thränen erschöpft, ihre Lippen auf der Bank abgenützt hatte, stand sie auf, mein Bruder; in dieser Frauensperson lag ein solches Geheimniß von Traurigkeit, daß ich, anstatt mich ihr zu nähern, wie ich es bei jedem andern Frauenzimmer gethan hätte, zurückwich; dann kam sie zu mir, oder vielmehr in diese Richtung, denn mich sah sie gar nicht; jetzt fiel ein Strahl des Mondes auf ihr Antlitz, und ihr Antlitz erschien mir erleuchtet, glänzend: es hatte wieder seine düstere Strenge angenommen: kein Zusammenziehen mehr, kein Beben mehr, keine Thränen mehr; man sah nur noch die feuchte Furche, welche sie gezogen hatten. Blos ihre Augen glänzten noch. Sachte öffnete sich ihr Mund ein wenig, um das Leben zu athmen, das einen Augenblick von ihr schien gewichen zu seyn; sie machte einige Schritte mit zwangloser Schlaffheit, gleich jenen, welche träumend gehen; der Mann eilte dann zu ihr, und führte sie, denn sie schien vergessen zu haben, daß sie auf Erden wandelte. O! mein Bruder, welche entsetzliche Schönheit, welche übermenschliche Gewalt! Nie sah ich etwas auf Erden, was ihr glich; nur bisweilen, in meinen Träumen, wenn der Himmel sich aufthat, entschwebten ihm Erscheinungen, dieser Wirklichkeit ähnlich."

„Weiter, Heinrich, weiter?" fragte Anna, indem

er wider seinen Willen Interesse an dieser Erzählung nahm, über die er anfangs zu lachen gesonnen war.

„O! ich bin bald zu Ende, mein Bruder; ihr Diener sagte ihr ganz leise einige Worte, und dann ließ sie ihren Schleier herab; ohne Zweifel meldete er ihr, daß ich da sey; aber sie schaute nicht einmal nach mir hin; sie hüllte sich in ihren Schleier, und ich sah sie nicht mehr, mein Bruder, es dünkte mir, als habe der Himmel sich so eben verfinstert, und sie sey kein lebendiges Wesen mehr, sondern ein den Gräbern enthuschter Schatten, der zwischen dem hohen Grase schweigsam vor mir hingleite. Sie verließ die Einfriedung; ich folgte ihr. Bisweilen kehrte sich der Mann um, und konnte mich sehen, denn ich verbarg mich nicht, wie betäubt ich auch war; was willst Du? ich hatte noch die alten gemeinen Gewohnheiten im Kopfe, den alten plumpen Sauerteig im Herzen."

„Was willst Du damit sagen, Heinrich?" fragte Anna. „Ich verstehe Dich nicht."

Der junge Mann lächelte. „Ich will damit sagen, mein Bruder," antwortete er, „daß meine Jugend geräuschvoll war, daß ich oft zu lieben glaubte, und daß alle Frauenzimmer bis jetzt in meinen Augen Frauenzimmer gewesen sind, denen ich meine Liebe anbieten konnte."

„O! o! was ist denn diese?" erwiederte Joyeuse, indem er seine Lustigkeit wieder anzunehmen versuchte, obgleich, wider seinen Willen, durch die Mittheilung seines Bruders ein wenig bedenklich geworden. „Nimm Dich in Acht, Heinrich, Du faselst; sie ist also keine Frauensperson von Fleisch und Knochen?"

„Mein Bruder,“ antwortete der junge Mann, die Hand desselben fieberhaft pressend, „mein Bruder,“ sagte er so leise, daß sein Ton kaum zum Ohre seines älteren Bruders gelangte, „so wahr Gott mich hört, ich weiß nicht, ob sie ein Wesen von dieser Welt ist.“

„Alle Wetter!“ entgegnete er, „Du könntest mir Furcht einjagen, wenn ein Joyeuse jemals Furcht haben könnte.“

Dann versuchte er, wieder lustig zu werden, und fügte bei: „So viel ist denn doch gewiß, daß sie geht, daß sie weint, und daß sie sehr gut Küsse giebt; Du selbst hast es mir gesagt, und dieß ist, wie mir dünkt, ein ziemlich gutes Zeichen, lieber Freund; aber dieß ist nicht Alles; nun, weiter, weiter.“

„Weiter giebt es nur wenig: ich folgte ihr also; sie versuchte nicht, sich meinen Blicken zu entziehen, den Weg zu ändern, eine falsche Straße einzuschlagen; sie schien nicht einmal daran zu denken.“

„Nun denn, wo wohnte sie?“

„Gegen die Bastille zu, in der Straße Lesdiguières; an ihrer Thüre wendete sich ihr Begleiter um, und sah mich.“

„Du machtest ihm dann irgend ein Zeichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß Du mit ihm zu sprechen wünschest?“

„Ich wagte es nicht; es ist lächerlich, was ich Dir sage, aber der Diener flößte mir fast eben so viel Ehrfurcht ein, als die Gebieterin.“

„Gleichviel; Du tratest in das Haus?“

„Nein, mein Bruder.“

„Wahrhaftig, Heinrich, ich habe große Lust, Dich

nicht als einen Joyeuse anzuerkennen; doch Du kamst wenigstens am andern Tage?"

„Ja, aber vergebens; vergebens zur Aegyptierin, vergebens in die Straße Lesdiguières."

„Sie war verschwunden?"

„Wie ein entschwebter Schatten."

„Aber Du erkundigtest Dich doch?"

„Die Straße ist wenig bewohnt, Niemand konnte mir Aufschluß geben; ich lauerte auf den Mann, um ihn auszufragen; er erschien eben so wenig mehr, als die Frau; doch ein Licht, das ich am Abende durch die Sommerläden glänzen sah, tröstete mich, da es mir anzeigte, daß sie noch immer dort sey. Ich wendete hundert Mittel an, in das Haus zu kommen: Briefe, Botschaften, Blumen, Geschenke, Alles scheiterte. Eines Abends verschwand auch das Licht, und kam nicht mehr; die Dame, ohne Zweifel meiner Nachstellungen überdrüssig, hatte die Straße Lesdiguières verlassen; Niemand wußte ihre neue Wohnung."

„Du fandest jedoch diese scheue Schöne wieder?"

„Der Zufall fügte es; ich bin ungerecht, mein Bruder, die Vorsehung will nicht, daß man sein Leben in Kummer hinschleppe; höret; wahrlich, es ist sonderbar: Ich ging vor vierzehn Tagen, um Mitternacht, in der Straße Bussy; Ihr wisset, mein Bruder, daß die Verordnungen wegen des Feuers strenge vollzogen werden; wohlan, ich sah nicht nur Licht an den Fenstern eines Hauses, sondern auch einen förmlichen Brand, der im zweiten Stockwerke ausbrach. Ich klopfte kräftig an die Thüre, ein Mann erschien am Fenster."

„Bei Euch brennt es!“ rief ich ihm zu.

„Stille, ich bitte Euch,“ sagte er zu mir, „stille, ich bin beschäftiget, zu löschen.“

„Soll ich der Schaarwache rufen?“

„Nein, nein, um's Himmels willen, rufet Niemanden!“

„Aber wenn man Euch helfen kann?“

„Wollet Ihr dieß? Dann kommet, und Ihr werdet mir einen Dienst leisten, für den ich Euch all mein Lebtag dankbar seyn werde.“

„Wie soll ich zu Euch kommen?“

„Hier ist der Hausthorschlüssel.“

„Und er warf mir einen Schlüssel durch das Fenster.“

„Ich ging rasch die Treppen hinauf, und trat in das Zimmer, den Schauplatz des Brandes.“

„Der Fußboden brannte; ich war im Laboratorium eines Chemikers; als er ich weiß nicht welches Experiment machte, hatte sich eine brennbare Flüssigkeit auf den Boden verbreitet, wodurch das Feuer entstand. Als ich eintrat, war er schon Herr desselben, wodurch ich Muße fand, ihn zu betrachten. Er war ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, wenigstens schien er mir so alt zu seyn: eine entsetzliche Narbe lief durch die Hälfte der Wange, eine andere furchte ihm den Schädel; sein krauser Bart verhüllte den Rest seines Gesichtes.“

„Ich danke Euch, mein Herr; aber es ist nun Alles vorüber, wie Ihr sehet; wenn Ihr ein solcher Biedermann seyd, wie Euer Aeußeres verkündet, so habet die Güte, Euch zu entfernen, denn meine Gebieterin könnte alle Augenblicke eintreten, und sich erzürnen,

wenn sie um diese Zeit einen Fremden bei mir sähe, oder vielmehr bei ihr."

„Der Klang dieser Stimme lähmte meine Thatkraft und erschreckte mich fast. Ich öffnete den Mund, um ihm zuzurufen: Ihr seyd der Mann der im Garten der Aegyptierin, der Mann aus der Straße Lesdiguières, der Mann bei der unbekannten Dame; — denn Ihr erinnert Euch, mein Bruder, daß er eine Mönchskappe trug, daß ich sein Gesicht nicht sah, daß ich nur seine Stimme hörte. Ich wollte ihm dieß sagen, ihn ausfragen, ihn dringend bitten, als plötzlich eine Thüre aufging und eine Frau eintrat. „Was giebt's denn, Remy?" fragte sie, indem sie majestätisch auf der Schwelle der Thüre stehen blieb, „und woher dieser Lärm?"

„O! mein Bruder, sie war's, schöner noch an der verlöschenden Glut des Brandes, als sie mir in den Strahlen des Mondes schien; sie war's, jene Frau war's, deren unaufhörliche Erinnerung mir am Herzen nagte. Bei dem Schreie, den ich ausstieß, schaute der Diener mich aufmerksamer an."

„Ich danke, mein Herr," sagte er noch einmal zu mir, „ich danke; aber das Feuer ist gelöscht, wie Ihr sehet. Gehet fort, ich bitte Euch dringend darum, gehet fort."

„Mein Freund," erwiederte ich ihm, „Ihr entlasset mich sehr hart."

„Madame," bemerkte der Diener, „er ist's."

„Wer er?" fragte sie.

„Jener junge Edelmann, den wir im Garten der Aegyptierin trafen, der uns in der Strasse Lesdiguières folgte."

„Sie heftete dann ihren Blick auf mich, und aus diesem Blicke erkannte ich, daß sie mich zum erstenmale sah. „Mein Herr," sagte sie, „ich bitte, entfernet Euch."

„Ich zögerte, ich wollte sprechen, bitten; aber die Worte fehlten meinen Lippen; ich blieb unbeweglich und stumm, beschäftiget, sie anzuschauen.

„Nehmt Euch in Acht, mein Herr," sagte der Diener mit mehr Traurigkeit als Strenge, „nehmt Euch in Acht; Ihr würdet Madame zwingen, zum zweitenmal zu fliehen."

„O! dieß wolle Gott verhüten!" antwortete ich mit einer Verbeugung; „aber ich beleidige Euch doch nicht, Madame."

„Sie antwortete mir nicht: Eben so unfühlbar, eben so stumm, eben so eisig, wie wenn sie mich nicht gehört hätte, wendete sie sich um, und ich sah sie nach und nach im Dunkel verschwinden, indem sie über die Stufen einer Treppe hinabging, auf welcher ihr Schritt nicht stärker tönte, als es der Schritt eines Fantoms gethan hätte."

„Und dieß ist Alles?" fragte Joyeuse.

„Dieß ist Alles. Dann führte mich der Diener bis zur Hausthüre, und sagte zu mir: „Vergesset, mein Herr, im Namen Jesu und der heiligen Jungfrau Maria, ich bitte euch inständig darum, vergesset!"

„Ich eilte fort, außer mir, verrückt, erstarrt, meinen Kopf mit beiden Händen pressend, ungewiß, ob ich nicht wahnsinnig wurde."

„Seitdem geh' ich allabendlich in diese Straße, und deßhalb lenkten sich meine Schritte, als ich das Stadt-

haus verließ, ganz natürlich nach dieser Seite hin; allabendlich, sagte ich, geh' ich in diese Straße, verberge mich an der Ecke eines Hauses, welches dem ihrigen gegenüber liegt, unter einem kleinen Balkone, dessen Schatten mich völlig verhüllt; einmal unter zehnmal seh' ich Licht in das Zimmer bringen, das sie bewohnt dieß ist mein Leben, dieß ist mein Glück."

„Welches Glück!" rief Joyeuse aus.

„Ach! ich richte es zu Grunde, wenn ich ein anderes wünsche."

„Aber wenn Du mit dieser Resignation Dich selbst zu Grunde richtest?"

„Mein Bruder," entgegnete Heinrich mit einem traurigen Lächeln, „was wollet Ihr? So fühle ich mich glücklich."

„Das ist unmöglich."

„Was willst Du? Das Glück ist beziehlich; ich weiß, daß sie da ist, daß sie da lebt, daß sie da athmet; ich sehe sie durch die Mauer hindurch, oder vielmehr es dünkt mir, sie zu sehen; wenn sie dieses Haus verließe, wenn ich nach diesem Verluste noch vierzehn solche Tage verleben würde, wie ich sie verlebte, mein Bruder, so würde ich wahnsinnig oder ein Mönch werden."

„Nein, mordieu! wir haben schon sehr genug an nem Narren, und an einem Mönche in der Familie; lassen wir es jetzt dabei bewenden, mein lieber Freund."

„Keine Bemerkungen, Anna, keinen Scherz; die Bemerkungen würden überflüssig seyn, die Scherze nichts ausrichten."

„Wer spricht von Bemerkungen und Scherzen?"

„Das laß ich mir gefallen. Aber . . ."

„Nur Eines erlaube mir, Dir zu sagen."

„Was?"

„Daß Du Dich wie ein wahrer Schulknabe benommen hast."

„Ich machte weder Pläne noch Berechnungen, ich benahm mich gar nicht, ich gab mich etwas Stärkerem hin, als ich. Wer von einer Strömung fortgerissen wird, thut besser, der Strömung zu folgen, als gegen sie anzukämpfen."

„Und wenn sie zu irgend einem Abgrunde führt?"

„So muß er sich davon verschlingen lassen, mein Bruder."

„Ist dieß Deine Meinung?"

„Ja."

„Die meinige ist's nicht, und an Deiner Stelle . . ."

„Was hättet ihr gethan, Anna?"

„Gewiß genug, um ihren Namen, ihr Alter zu erfahren; an Deiner Stelle . . ."

„Anna, Anna, Ihr kennet sie nicht."

„Nein, aber ich kenne Dich. Wie, Heinrich, Ihr hattet fünfzigtausend Thaler, die ich Euch von den hunderttausend schenkte, mit denen mir der König an seinem Namenstage ein Geschenk machte.!"

„Sie liegen noch in meiner Kasse, Anna: nicht einer fehlt daran."

„Mordieu! desto schlimmer. Wenn sie nicht in Eurer Kasse wären, so wäre die Frau in Eurem Schlafgemache."

„O! mein Bruder."

„Es giebt kein O! mein Bruder; ein gewöhnlicher

Diener verkauft sich für zehn Thaler, ein guter für hundert, ein vortrefflicher für tausend, ein Wundermensch für dreitausend. Laß uns nun den Fall setzen, er sey der Phönix der Diener. Träumen wir den Gott der Treue, und vermittelst zwanzigtausend Thaler, alle Wetter! wird er uns gehören. Heinrich, mein Freund, Ihr seyd ein Neuling."

„Anna," erwiederte Heinrich seufzend, „es giebt Leute, die sich nicht verkaufen; es giebt Herzen, welche zu erkaufen selbst ein König nicht reich genug ist."

Joyeuse beruhigte sich. „Wohlan, ich geb' es zu," sagte er; „aber es giebt keine, die sich nicht ergeben."

„Das laß ich mir gefallen."

„Nun denn, was habt Ihr gethan, damit das Herz jener gefühllosen Schönen sich Euch ergeben sollte?"

„Ich bin überzeugt, Anna, Alles gethan zu haben, was ich thun konnte."

„Geht doch, Graf du Bouchage, Ihr seyd verrückt. Ihr sehet eine traurige, eingesperrte, seufzende Frau, und Ihr stellet Euch noch trauriger an, noch eingesperrter, noch seufzender, das heißt, noch erdrückender, als sie selbst! Wahrhaftig, Ihr sprachet auf alltägliche Art von der Liebe, und seyd abgedroschen, wie ein Viertelsmeister. Sie ist allein, leistet ihr Gesellschaft; sie ist traurig, seyd lustig; sie beklagt einen Verlust, tröstet sie, und ersetzet die Stelle des Verlorenen."

„Unmöglich, mein Bruder."

„Hast Du es versucht?"

„Wozu?"

„Ei, wär's auch nur des Versuches wegen. Du bist verliebt, sagst Du?“

„Ich finde keine Worte, um meine Liebe auszudrücken.“

„Nun denn, in vierzehn Tagen wirst Du Deine Geliebte bekommen.“

„Mein Bruder!“

„So wahr ich Joyeuse bin. Du bist nicht verzweifelt, denk' ich?“

„Nein, denn ich habe nie gehofft.“

„Zu welcher Stunde siehst Du sie?“

„Zu welcher Stunde ich sie sehe?“

„Ja.“

„Ich sagte Euch ja, daß ich sie nicht sah, mein Bruder.“

„Nie?“

„Nie.“

„Nicht einmal an ihrem Fenster?“

„Nicht einmal ihren Schatten, sag' ich Euch.“

„Dieß muß ein Ende nehmen. Sprich, hat sie einen Liebhaber?“

„Ich sah nie einen Mann ihr Haus betreten, diesen Remy ausgenommen, von dem ich mit Euch sprach.“

„Wie ist das Haus?“

„Zwei Stockwerke, eine kleine Thüre auf einer Stufe, eine Terrasse oberhalb des zweiten Fensters.“

„Kann man nicht auf dieser Terrasse hineingehen?“

„Sie ist von den andern Häusern isolirt.“

„Und was befindet sich gegenüber?“

„Ein anderes, ungefähr gleiches Haus, obgleich höher, wie mir dünkt.“

„Von wem ist dieses Haus bewohnt?"

„Von einer Art von Bürger."

„Von schlechter oder guter Laune?"

„Von guter Laune; denn bisweilen hör' ich ihn ganz allein lachen."

„Kauf ihm sein Haus ab."

„Wer sagt Euch, daß es verkäuflich sey?"

„Biete ihm das Doppelte dessen, was es werth ist."

„Und wenn die Dame mich darin sieht?"

„Nun denn?"

„So wird sie wieder verschwinden, während ich, meine Gegenwart verhehlend, hoffe, daß ich sie früher oder später wieder sehen werde."

„Du wirst sie heute Abend wieder sehen."

„Ich?"

„Postire Dich unter ihren Balkon um acht Uhr."

„Ich werde dort seyn, wie ich täglich dort bin; aber ohne größere Hoffnung, als an den andern Tagen."

„Apropos! die genaue Adresse!"

„Zwischen dem Thore Bussy und dem Hôtel Saint-Denis, fast an der Ecke der Augustiner, zwanzig Schritte von einem großen Gasthofe mit dem Schilde: Zum Schwerte des kühnen Ritters."

„Sehr wohl, um acht Uhr heute Abends."

„Aber was werdet Ihr thun?"

„Du wirst es sehen, Du wirst es hören. Geh inzwischen nach Hause, zieh Deine schönsten Kleider an, nimm Deine prächtigsten Kleinodien, gieße auf Deine Haare Deine feinsten Essenzen; diesen Abend ziehst Du in den Platz ein."

„Gott erhöre Euch, mein Bruder.“

„Heinrich, wenn Gott taub ist, der Teufel ist es nicht. — Ich verlasse Dich; meine Geliebte harret meiner; nein, ich wollte sagen: die Geliebte des Herrn von Mayenne. Alle Wetter, die ist keine eingebildete Spröde.“

„Mein Bruder . . .“

„Um Vergebung, schöner Liebesschmachter; ich stelle zwischen diesen beiden Damen keinen Vergleich an, davon darfst Du überzeugt seyn, obgleich mir, nach dem zu schließen, was Du mir sagst, die meinige lieber ist, oder vielmehr die unserige. — Doch sie wartet, und ich will sie nicht warten lassen. Adieu, Heinrich, auf heute Abend!“

„Auf heute Abend, Amen.“

Die beiden Brüder drückten sich die Hand, und schieden. Der Eine hob nach zweihundert Schritten dreist den Klopfer eines schönen, gothischen, am Vorplatze von Notre-Dame gelegenen Hauses auf, und ließ ihn mit Geräusch wieder fallen. Der Andere vertiefte sich schweigsam in einer von den krummen Strassen, die zum Palais ausmünden.

Siebentes Kapitel.

Worin das Schwert des kühnen Ritters den Sieg über Amors Rosenstrauch davon trug.

Während des von uns so eben erzählten Gespräches war die Nacht angebrochen, die zwei Stunden früher

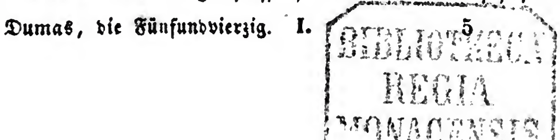
so geräuschvolle Stadt in ihren feuchten Nebelmantel hüllend. Zudem waren, nach dem Tode des Salcède, die Zuschauer darauf bedacht gewesen, wieder in ihre Wohnungen zu kommen, und man sah nur mehr zerstreute Haufen auf den Strassen, anstatt jener ununterbrochenen Kette von Neugierigen, die, den Tag über, dem nämlichen Punkte miteinander zugeströmt waren. Bis in die vom Grèveplatze entferntesten Stadttheile gab es, nach der langen Aufregung des Mittelpunktes, Reste von sehr begreiflichen Bebungen. So zum Beispiele hörte man gegen das Thor Bussy zu, wohin wir uns jetzt begeben müssen, um einigen von jenen Personen zu folgen, die wir im Beginne dieser Geschichte einführten, und um Bekanntschaft mit neuen Personen zu machen, an diesem äußersten Ende, wie einen Bienenkorb bei Sonnenuntergange, ein gewisses Haus summen, rosenroth angestrichen, und durch blaue und weiße Malereien herausgehoben, welches das Haus zum Schwerte des kühnen Ritters hieß, jedoch nur ein Gasthof von riesigen Verhältnissen war, erst kürzlich in diesem neuen Stadttheile errichtet.

Damals zählte Paris nicht einen einzigen guten Gasthof, der nicht sein prunkendes Schild hatte. — Das Schwert des kühnen Ritters war eine von jenen prächtigen Schaustellungen, bestimmt, jedem Geschmacke zu genügen, und alle Sympathien zu fesseln. Man sah, auf das Gesims gemalt, den Kampf eines Erzengels, oder eines Heiligen, mit einem Drachen, welcher, wie das Ungeheuer des Hippolyt, Ströme von Flammen und Rauch ausspie. Der Maler, von einem helden-

müthigen und zugleich frommen Gefühle beseelt, hatte dem völlig gewappneten kühnen Ritter kein Schwert in die Hand gegeben, sondern ein ungeheures Kreuz, mit dem er, besser als mit der schärfesten Klinge, den unglücklichen Drachen entzweihieb, dessen Stücke auf dem Boden bluteten. Man erblickte im Hintergrunde des Schildes, oder vielmehr des Gemäldes, denn das Schild verdiente allerdings diesen Namen, Massen von Zuschauern, die ihre Arme in die Luft hoben, während im Himmel Engel auf den Helm des kühnen Ritters Lorbeeren und Palmen hinstreckten. Auf der ersten Fläche hatte der Künstler, auf den Beweis erpicht, daß er in jedem Genre male, Kürbisse, Trauben, Käfer, Eidechsen, eine Schnecke auf einer Rose, endlich zwei Kaninchen gemalt, das Eine weiß, das Andere blau, welche, ungeachtet der Verschiedenheit der Farben, was eine Verschiedenheit in den Meinungen hätte bezeichnen können, sich beide an der Nase kratzten, wahrscheinlich aus Freude über den merkwürdigen, vom kühnen Ritter über den mythischen Drachen, der kein anderer, als Satan war, erfochtenen Sieg. Gewiß, entweder besaß der Eigenthümer des Schildes einen sehr wunderlichen Charakter, oder er mußte mit dem Gewissen des Malers sehr zufrieden seyn. In der That hatte sein Künstler keine Linie des Raumes verloren, und um auch nur noch eine Milbe dem Gemälde beizufügen, würde es an Platz gemangelt haben.

Wir gestehen nun etwas, und dieses, obgleich peinliche Geständniß, ist uns von unserm Geschichtschreiber-Genossen auferlegt: Dieses schönes Schild hatte nicht

zur Folge, daß die Schenke, wie dasselbe, an guten Tagen voll wurde; im Gegentheile aus Gründen, die wir sogleich erklären wollen, und das Publikum begreifen wird, wie wir hoffen, gab es, wir sagen nicht einmal bisweilen, sondern fast immer, große leere Räume im Gasthofe zum kühnen Ritter. Dennoch war das Haus, wie man in unsern Zeiten sagen würde, groß und behaglich; viereckig gebaut, durch breite Grundfesten an den Boden geklammert, streckte es, oberhalb seines Schildes, stolz vier Thürmchen aus, von denen jedes ein achteckiges Zimmer enthielt; freilich war das Ganze aus Wänden von Zimmerwerk gebaut, aber kokett und geheimnißvoll, wie jedes Haus seyn soll, das den Männern, und vorzüglich den Frauen, gefallen soll; aber hier lag das Uebel. Man kann nicht Jedermann gefallen. Dieser Ansicht war jedoch Frau Fournichon nicht, die Wirthin zum kühnen Ritter. Deßhalb hatte sie ihren Mann aufgefordert, ein Badehaus zu verlassen, in welchem sie in der Strasse Saint-Honoré vegetirten, um den Bratspieß zu drehen, und den Wein anzuzapfen zum Besten der Verliebten der Kreuzstrasse Bussy, und selbst der andern Stadttheile von Paris. Zum Unglücke für die Ansprüche der Frau Fournichon lag ihr Gasthof in etwas großer Nähe von Pré-aux-Clercs, so daß, von der Nachbarschaft und dem Schilde zum Schwerte des kühnen Ritters zugleich angezogen, so viele Paare kamen, bereit, sich zu schlagen, daß die anderen, minder kriegerischen Paare, aus Furcht vor Lärm und Degenstößen, den armen Gasthof wie die



Pest flohen. Die Verliebten sind friedsame Leute, die sich nicht gerne stören lassen, so daß man in jene so niedlichen Thürmchen nur alte Haudegen aufnehmen mußte, und alle inwendige von dem Maler des Schildes auf die Füllungen von Zimmerwerk gemalten Liebesgötter, von den gewöhnlichen Gästen vermittelst der Kohle mit Knebelbärten und andern mehr oder minder schicklichen Anhängseln waren geschmückt worden.

Daher behauptete Frau Fournichon, bisher nicht ohne Grund, wie man wohl gestehen muß, daß das Schild dem Hause Unglück gebracht habe, und sie versicherte, daß, wenn man sich auf ihre Erfahrung hätte verlassen, und oberhalb der Thüre, anstatt des kühnen Ritters und des scheußlichen Drachen, die Jedermann anwidern, etwas Galantes malen wollen, wie zum Beispiele Amors Rosenstrauch, mit brennenden Herzen statt der Rosen, alle zärtlichen Gemüther ihren Gasthof zum Aufenthalte würden gewählet haben.

Leider hielt Meister Fournichon, unfähig zu gestehen, daß er seine Idee und den Einfluß bereue, den diese Idee auf sein Schild ausübte, auf die Bemerkungen seiner Ehehälfte nichts, und antwortete, die Achseln zuckend, daß er, als ehemaliger Policeirockträger des Herrn Dauville, natürlicherweise die Kundschaft von Kriegsleuten suchen müsse; er fügte bei, daß ein deutscher Reiter, der nur an das Trinken zu denken brauche, wie sechs Verliebte trinke, und daß man, wenn er auch nur die Hälfte der Zeche bezahlen sollte, noch dabei gewinne, weil die verschwenderischesten Verliebten nie so viel bezahlen, wie drei Reiter.

Zudem, schloß er, sey der Wein moralischer, als die Liebe.

Bei diesen Worten zuckte auch Frau Fournichon ihre Achseln, die quabbelig genug waren, daß man ihre Ideen hinsichtlich der Moralität boshaft auslegen konnte. In diesem Spaltungszustande waren die Angelegenheiten des Hauswesens Fournichon, und die beiden Ehehälften vegetirten an der Kreuzstrasse Bussy, wie sie in der Strasse Saint-Honoré vegetirt hatten, als ein unvorhergesehener Umstand die Lage der Dinge änderte, und die Ansichten des Meisters Fournichon triumphiren ließ, zum größten Ruhme jenes würdigen Schildes, auf welchem jedes Reich der Natur seinen Repräsentanten hatte. — Einen Monat vor der Hinrichtung des Salcède, in Folge einiger militärischen Uebungen, welche auf der Ebene Pré-aux-Clercs stattfanden, saßen Frau Fournichon und ihr Mann, nach ihrer Gewohnheit, jedes in einem Eckthürmchen ihres Anwesens, müßig, brütend, kalt, weil alle Tische und Zimmer des Gasthofes zum kühnen Ritter völlig leer waren. An diesem Tage hatte Amors Rosenstrauch keine Rosen geliefert. An diesem Tage hatte das Schwert des kühnen Ritters in das Wasser geschlagen. Die beiden Ehehälften betrachteten also traurig die Ebene, von welcher, bei der Fähre des Thurmes Nesle zur Rückkehr in das Louvre sich einschiffend, die Soldaten verschwanden, welche so eben ein Capitain hatte manövriren lassen, und also schauend und seufzend über den militärischen Despotismus, der in ihre Hauptwache Soldaten zurückzukehren zwinge, die natürlich so durstig seyn mußten, sahen sie

jenen Capitain sein Pferd in Trab setzen, und mit einer einzigen Ordonnanz in der Richtung des Thores Bussy sich nähern.

Dieser von Federn umwogte Offizier, ganz stolz auf seinem Schimmel, und dessen Degen mit vergoldeter Scheide einen schönen Mantel von flandrischem Tuche aufhob, war in zehn Minuten dem Gasthofe gegenüber. Aber da er sich nicht in den Gasthof begab, wollte er weiter reiten, ohne auch nur das Schild bewundert zu haben, denn er schien bekümmert und nachsinnend, als Meister Fournichon, dessen Herz bei dem Gedanken brach, an diesem Tage kein Geld zu lösen, sich zum Thürmchen hinaus neigte, und sagte: „Sieh doch, Frau, das schöne Pferd!" worauf Frau Fournichon als listige Wirthin beifügte: „Und der schöne Reiter erst!"

Der Capitain, welcher gegen Lobsprüche nicht unempfindlich schien, von welcher Seite sie auch kommen mochten, hob den Kopf empor, wie aus dem Schlafe auffahrend. Er erblickte den Wirth, die Wirthin und den Gasthof, hielt sein Pferd an, und rief seiner Ordonnanz. Dann betrachtete er, immer noch im Sattel, sehr aufmerksam das Haus und den Stadttheil. Fournichon war vierstufenweise seine Treppe heruntergerumpelt, und blieb an der Thüre stehen, seine Mütze zwischen seinen beiden Händen zusammenrollend. Nach der Ueberlegung von einigen Augenblicken stieg der Capitain vom Pferde. „Ist Niemand da?" fragte er.

„In diesem Momente nicht, mein Herr," antwortete der Wirth gedemüthiget. Und er schickte sich an, beizufügen: „Dieß ist jedoch nicht der gewöhnliche Fall im Hause."

Aber Frau Fournichon war, wie fast alle Frauen, scharfsichtiger, als ihr Mann; sie beeilte sich daher, von ihrem Fenster herabzurufen: „Wenn der Herr die Einsamkeit sucht, wird er sich bei uns vollkommen befriedigt finden."

Der Reiter hob den Kopf empor, und versetzte, als er dieses gute Gesicht sah, nachdem er diese gute Antwort gehört hatte: „Für den Moment, ja; das ist's gerade, was ich suche, meine gute Frau."

Frau Fournichon eilte sogleich dem Capitaine entgegen, indem sie bei sich sagte: „Für dießmal löset Amors Rosenstrauch Geld, und nicht das Schwert des kühnen Ritters."

Der Capitain, welcher zu dieser Stunde die Aufmerksamkeit der beiden Ehehälften auf sich zog, und zugleich jene des Lesers zu fesseln verdient, war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, der achtundzwanzig zu zählen schien, so große Sorgfalt verwendete er auf seine Person. Er war groß, gut gebaut, hatte eine ausdrucksvolle und feine Physiognomie; vielleicht hätte man, ihn genau betrachtend, etwas Affectirtes in seiner Manier gefunden, sich ein vornehmes Ansehen zu geben, aber, affectirt oder nicht, sein Aussehen war vornehm. Er warf den Händen seines Begleiters den Zügel eines prächtigen Pferdes zu, das mit einem Fuße den Boden strampelte, und sagte zu ihm: „Erwarte mich hier, die Pferde spazierenführend."

Der Soldat nahm den Zügel und gehorchte.

So wie er in den großen Saal des Gasthofes getreten war, blieb er stehen, warf einen zufriedenen

Blick um sich her, und sagte: „O! o! ein so großer Saal und kein Trinker! Sehr gut!"

Meister Fournichon schaute ihn erstaunt an, während ihm Madame Fournichon zulächelte, wie wenn sie ihn verstände.

„Es liegt aber doch etwas in Eurem Benehmen oder in Eurem Hause," fuhr der Capitain fort, „was die Gäste von Euch entfernt?"

„Weder das Eine noch das Andere, mein Herr, Gott sey Dank," versetzte Madame Fournichon, „nur der Stadttheil ist neu, und was unsere Kunden betrifft, so wählen wir sie."

„Ah! sehr gut," sagte der Capitain.

Meister Fournichon geruhte inzwischen, die Antworten seiner Frau mit dem Kopfe zu billigen.

„Zum Beispiele," fügte sie mit einem gewissen Augenblinzeln bei, das den Urheber des Projektes mit dem Rosenstrauche offenbarte, „zum Beispiele, für einen Kunden, wie Eure Herrlichkeit, ließe man gerne zwölf gehen."

„Das ist artig, meine schöne Wirthin, ich danke."

„Will der Herr vom Weine kosten?" fragte Fournichon mit seiner mindest rauhen Stimme.

„Will der Herr die Wohnung besichtigen?" fragte Madame Fournichon mit ihrer sanftesten Stimme.

„Das Eine und das Andere, wenn es beliebt," antwortete der Capitain.

Fournichon ging in seinen Keller hinab, während seine Frau ihrem Gaste die Treppe wies, die zu den Thürmchen führte, auf welcher sie, ihr niedliches Unterröckchen aufschürzend, ihm bereits voranging, indem

sie bei jedem Schritte einen ächten Pariserinschuh knarren ließ.

„Wie viele Personen könnet Ihr hier beherbergen?“ fragte der Capitain, im ersten Stockwerke angekommen.

„Dreißig Personen, darunter zehn Herren.“

„Das ist nicht genug, schöne Wirthin,“ versetzte der Capitain.

„Warum, mein Herr?“

„Ich hatte einen Plan; sprechen wir nicht mehr davon.“

„Ah! mein Herr, Ihr werdet sicher keinen besseren finden, als den Gasthof zu Amors Rosenstrauch.“

„Wie, zu Amors Rosenstrauch?“

„Zum kühnen Ritter, will ich sagen, und ohne das Louvre und dessen Nebengebäude zu haben . . .“

Der Fremde heftete auf sie einen sonderbaren Blick. „Ihr habt Recht,“ äußerte er, „und ohne das Louvre und dessen Nebengebäude zu haben . . .“ Dann fuhr er, bei Seite, fort: „Warum nicht? Dieß wäre bequemer und wohlfeiler.“

„Ihr sagtet also, meine gute Frau,“ fragte er ganz laut, „daß Ihr dreißig Personen hier beherbergen könntet?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Aber nur einen Tag lang?“

„O! nur einen Tag lang . . . vierzig und selbst fünfundvierzig.“

„Fünfundvierzig? parfandious; dieß ist gerade meine Zahl.“

„Wirklich; seht doch wie sich das so glücklich fügt!“

„Und ohne daß es draußen Aufsehen macht?“

„Bisweilen, Sonntags, haben wir achtzig Soldaten hier.“

„Und giebt es kein Gedränge vor dem Hause, keinen Spion unter den Nachbaren?“

„O! mein Gott, nein; wir haben nur einen wackern Bürger zum Nachbar, der sich in keines Menschen Angelegenheiten mischt, und zur Nachbarin nur eine Dame, die so zurückgezogen lebt, daß ich sie, seit den drei Wochen ihres Aufenthaltes in diesem Stadtviertel noch nicht gesehen habe; alle Uebrigen sind unbedeutende Leute.“

„Dieß paßt mir vortrefflich.“

„O! desto besser,“ erwiederte Madame Fournichon.

„Und von heute an in einem Monate,“ fuhr der Capitain fort, „merket Euch dieß wohl, Madame, von heute an in einem Monate . . .“

„Den 26. October also?“

„Gerade den 26. October.“

„Nun denn?“

„Nun denn, den 26. October miethe ich Euern Gasthof?“

„Den ganzen?“

„Den ganzen. Ich will einigen Landsleuten, Offiziere, oder allerwenigstens zum größten Theile Krieger, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu suchen, eine Ueberraschung bereiten; bis dahin werden sie Nachricht erhalten haben, bei Euch abzusteigen.“

„Und wie werden sie diese Nachricht erhalten haben, wenn Ihr ihnen eine Ueberraschung bereitet?“ fragte unvorsichtig Madame Fournichon.

„Ah!“ antwortete der Capitain, durch die Frage sichtbar in Verlegenheit gesetzt, „ah! wenn Ihr neugierig oder indiscret seyd — parfandious!“

„Nein, nein, mein Herr,“ beeilte sich Madame Fournichon erschrocken zu sagen.

Fournichon hatte gehört; bei den Worten: Offiziere oder Krieger, schlug sein Herz vor Freude. Er eilte herbei. „Mein Herr,“ rief er aus, „Ihr werdet der Gebieter hier seyn, der Despot des Hauses, und ohne Frage, mein Gott, werden alle Eure Freunde willkommen seyn.“

„Ich sagte nicht: meine Freunde, mein wackerer Mann,“ bemerkte der Capitain stolz; „ich sagte: meine Landsleute.“

„Ja, ja, die Landsleute Eurer Herrlichkeit; ich irrte mich.“

Frau Fournichon wendete den Rücken in übler Laune: die Liebesrosen hatten sich so eben in Hellebardengebüsche verwandelt.

„Ihr werdet ihnen ein Abendessen bereiten,“ fuhr der Capitain fort.

„Sehr wohl.“

„Ihr werdet ihnen nöthigenfalls auch ein Nachtlager verschaffen, wenn ich ihre Wohnungen noch nicht in Bereitschaft setzen konnte.“

„Vortrefflich.“

„Mit einem Worte, Ihr werdet Euch ganz ihrem Willen unterwerfen, ohne das mindeste Ausfragen.“

„Ganz recht.“

„Hier sind dreißig Livres Daraufgeld.“

„Der Handel ist geschlossen, Monseigneur; Eure Landsleute sollen wie Könige bedient werden, und wenn Ihr Euch davon überzeugen wollet, von diesem Weine kostend . . .“

„Ich trinke niemals; ich danke.“

Der Capitain näherte sich dem Fenster, und rief dem Hüter der Pferde. Meister Fournichon hatte inzwischen eine Betrachtung angestellt. „Monseigneur,“ sagte er, (seit dem Empfange der so großmüthig vorausbezahlten drei Pistolen, nannte Meister Fournichon den Fremden Monseigneur), „Monseigneur, wie werde ich diese Herren erkennen?“

„Richtig, parfandious! ich vergaß; geben Sie mir Siegellack, Papier und Licht.“

Frau Fournichon brachte Alles. Der Capitain drückte auf das brennende Siegellack den Kasten eines Ringes, den er an der linken Hand trug. „Hier,“ sagte er; „Ihr sehet dieses Gesicht?“

„Eine schöne Frau, meiner Treue.“

„Ja, es ist eine Cleopatra; wohlan! jeder von meinen Landsleuten wird Euch einen solchen Abdruck bringen; Ihr werdet also den Ueberbringer dieses Abdruckes beherbergen; dabei bleibt's, nicht wahr?“

„Wie lange?“

„Ich weiß es noch nicht; Ihr werdet hiewegen meine Aufträge erhalten.“

„Wir werden sie erwarten.“

Der schöne Capitain ging die Treppe hinab, schwang sich wieder in den Sattel, und ritt im scharfen Trabe von dannen. Seiner Rückkehr gewärtig, steckten die

Eheleute Fournichon ihre dreißig Livres Daraufgeld in die Tasche, zur großen Freude des Wirthes, der nicht aufhörte, zu wiederholen: „Krieger! nun, fürwahr, das Schild hat nicht Unrecht, und wir werden durch das Schwert Glück machen.“

Und er begann alle seine Casserollen zu putzen, in Erwartung des berühmten 26. October.

Achtes Kapitel.

Gascognier-Silhouette.

Wir möchten die Behauptung nicht wagen, daß Frau Fournichon durchaus so discret war, als der Fremde es ihr anempfohlen hatte. Uebrigens hielt sie sich ohne Zweifel jeder Verpflichtung gegen ihn entbunden, und zwar wegen des Vortheiles, den er dem Meister Fournichon hinsichtlich des Schwertes des kühnen Ritters zuwendete; allein da ihr mehr noch zu errathen blieb, als man ihr davon sagte, begann sie, um ihren Vermuthungen eine solide Grundlage zu geben, zu forschen, wer der unbekannte Cavalier war, welcher die Gastfreundschaft für seine Landsleute so großmüthig bezahlte. Daher unterließ sie nicht, den ersten vorübergehenden Soldaten nach dem Namen des Capitains zu fragen, der die Musterung vorgenommen hatte. Der Soldat, wahrscheinlich von verschwiegenerem Charakter, als die Wirthin, fragte sie zuerst, bevor er antwortete, zu welchem Zwecke sie diese Frage stelle.

„Weil er von hier fortgeht," erwiederte Madame Fournichon, „weil er mit uns sprach, und weil man gerne wissen möchte, mit wem man spricht."

Der Soldat begann zu lachen. „Der Capitain, welcher die Musterung vornahm, wäre nicht in das Schwert des kühnen Ritters gegangen, Madame Fournichon," sagte er.

„Und warum?" fragte die Wirthin; „er ist also ein allzuvornehmer Seigneur, um dieß zu thun?"

„Vielleicht."

„Wohlan, wenn ich Euch sage, daß er nicht seinetwegen in den Gasthof zum kühnen Ritter trat?"

„Und weßhalb sonst?"

„Wegen seiner Freunde?"

„Der Capitain, welcher die Musterung vornahm, würde seine Freunde nicht im Gasthofe zum Schwerte des kühnen Ritters einquartieren, dafür steh' ich gut."

„Zum Henker, wie hitzig, mein wackerer Mann! Und wer ist denn dieser Herr, welcher ein allzuvornehmer Seigneur ist, um seine Freunde im besten Gasthofe von Paris einzuquartieren?"

„Ihr wollet von jenem sprechen, der die Musterung vornahm, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Wohlan, meine gute Frau, derjenige, welcher die Musterung vornahm, ist lediglich der Herr Herzog Nogaret von Lavalette von Epernon, Pair von Frankreich, General-Oberst der Infanterie des Königs, und ein wenig mehr König, als Seine Majestät selbst. Nun denn, was sagt Ihr von diesem?"

„Daß er, wenn er es ist, welcher kam, mir Ehre erwies.“

„Habt Ihr ihn parfandious sagen hören?“

„Ei! ei!“ versetzte Frau Fournichon, welche viele außerordentliche Sachen in ihrem Leben gesehen hatte, und der das Wort parfandious nicht völlig unbekannt war.

Nun kann man daraus schließen, ob der 26. October mit Ungeduld erwartet wurde. Am 25. Abends trat ein Mann ein, einen schweren Sack tragend, den er auf Fournichon's Schenktisch legte. „Dieß ist die Bezahlung für das auf morgen bestellte Mahl,“ sagte er.

„Zu wieviel für den Kopf?“ fragten die beiden Ehehälften miteinander.

„Zu sechs Livres.“

„Die Landsleute des Capitains werden also nur ein einziges Mähl hier halten?“

„Ein einziges.“

„Der Capitain hat sohin ein Quartier für sie gefunden?“

„Es scheint.“

Und der Bote entfernte sich ungeachtet der Fragen des Rosenstrauches und des Schwertes, und ohne einem von ihnen noch eine Antwort geben zu wollen.

Endlich brach der so sehr ersehnte Tag über den Küchen des kühnen Ritters an. Halb ein Uhr hatte es so eben bei den Augustinern geschlagen, als zwei Cavaliere an der Thüre des Gasthofes hielten, vom Pferde stiegen, und eintraten. Sie waren durch das Thor Bussy gekommen, und natürlicherweise die ersten Ankömmlinge, zuvörderst weil sie Pferde hatten, dann

weil der Gasthof zum Schwerte kaum hundert Schritte vom Thore Bussy lag. Einer von ihnen, der ihr Anführer schien, sowohl wegen seines vornehmen Aussehens als wegen seiner Pracht, war sogar mit zwei gut berittenen Lakeien gekommen. Jeder von ihnen wies seinen Abdruck mit dem Bildnisse der Cleopatra vor, und wurde von den beiden Ehehälften mit allen Arten von Zuvorkommenheiten empfangen, vorzüglich der junge Mann mit den beiden Lakeien. Mit Ausnahme dieses Letztern zogen jedoch die Neuangekommenen nur schüchtern und mit einer gewissen Besorgniß ein; man sah, daß etwas Wichtiges sie beschäftigte, vorzüglich als sie maschinenmäßig nach ihrer Tasche griffen. Die Einen verlangten zu ruhen, die Andern, vor dem Abendessen die Stadt zu durchlaufen; der junge Mann mit den zwei Lakeien erkundigte sich, ob in Paris nichts Neues zu sehen sey.

„Meiner Treue,“ sagte Frau Fournichon, von dem vornehmen Aussehen des Cavaliers angezogen, „wenn Ihr das Gedränge nicht fürchtet, und darüber nicht erschrecket, vier Stunden nacheinander auf Euren Beinen zu verweilen, so könnet Ihr Euch zerstreuen, wenn Ihr Herrn von Salcède schauet, einen Spanier, der conspirirt hat.“

„Richtig,“ entgegnete der junge Mann, „ich habe von dieser Geschichte sprechen hören; ich gehe hin, pardiour!“ Und er entfernte sich mit seinen beiden Lakeien.

Gegen zwei Uhr kamen in Gruppen zu vier oder fünf Personen etwa fünfzehn neue Reisende an. Einige

von ihnen kamen allein. Unter ihnen war sogar Einer, der als Nachbar eintrat, ein Spazierstöckchen in der Hand; er fluchte über Paris, wo die Diebe so verwegen seyen, daß ihm sein Hut gegen den Grèveplatz zu genommen wurde, indem er durch eine Gruppe ging, und so geschickt, daß er nicht sehen konnte, wer ihm denselben genommen hatte. Uebrigens wäre dieß seine Schuld; er hätte nicht mit einem Hute, geschmückt mit einem so prächtigen Spangenhacken, nach Paris gehen sollen.

Gegen vier Uhr waren bereits vierzig Landsleute des Capitains in den Gasthof der Fournichon eingezogen.

„Ist dieß auffallend?“ fragte der Wirth seine Frau; „es sind lauter Gascognier.“

„Wie findest Du dieß auffallend?“ antwortete die Frau; „hat der Capitain nicht gesagt, daß er Landsleute empfange?“

„Wohlan?“

„Da er selbst ein Gascognier ist, müssen seine Landsleute Gascognier seyn.“

„Richtig,“ erwiederte der Wirth.

„Ist Herr von Epernon nicht von Toulouse?“

„Das ist wahr, das ist wahr; Du glaubst also noch immer, daß es Herr von Epernon war?“

„Hat er nicht dreimal das famose Parfandious losgelassen?“

„Er hat das famose Parfandious losgelassen?“ fragte Fournichon besorgt; „was ist dieß für ein Thier?“

„Schwachkopf, das ist sein Lieblingsfluch.“

„Ah! richtig.“

weil der Gasthof zum Schwerte kaum hundert Schritte vom Thore Bussy lag. Einer von ihnen, der ihr Anführer schien, sowohl wegen seines vornehmen Aussehens als wegen seiner Pracht, war sogar mit zwei gut berittenen Lakeien gekommen. Jeder von ihnen wies seinen Abdruck mit dem Bildnisse der Cleopatra vor, und wurde von den beiden Ehehälften mit allen Arten von Zuvorkommenheiten empfangen, vorzüglich der junge Mann mit den beiden Lakeien. Mit Ausnahme dieses Letztern zogen jedoch die Neuangekommenen nur schüchtern und mit einer gewissen Besorgniß ein; man sah, daß etwas Wichtiges sie beschäftigte, vorzüglich als sie maschinenmäßig nach ihrer Tasche griffen. Die Einen verlangten zu ruhen, die Andern, vor dem Abendessen die Stadt zu durchlaufen; der junge Mann mit den zwei Lakeien erkundigte sich, ob in Paris nichts Neues zu sehen sey.

„Meiner Treue," sagte Frau Fournichon, von dem vornehmen Aussehen des Cavaliers angezogen, „wenn Ihr das Gedränge nicht fürchtet, und darüber nicht erschrecket, vier Stunden nacheinander auf Euren Beinen zu verweilen, so könnet Ihr Euch zerstreuen, wenn Ihr Herrn von Salcède schauet, einen Spanier, der conspirirt hat."

„Richtig," entgegnete der junge Mann, „ich habe von dieser Geschichte sprechen hören; ich gehe hin, pardiour!" Und er entfernte sich mit seinen beiden Lakeien.

Gegen zwei Uhr kamen in Gruppen zu vier oder fünf Personen etwa fünfzehn neue Reisende an. Einige

von ihnen kamen allein. Unter ihnen war sogar Einer, der als Nachbar eintrat, ein Spazierstöckchen in der Hand; er fluchte über Paris, wo die Diebe so verwegen seyen, daß ihm sein Hut gegen den Grèveplatz zu genommen wurde, indem er durch eine Gruppe ging, und so geschickt, daß er nicht sehen konnte, wer ihm denselben genommen hatte. Uebrigens wäre dieß seine Schuld; er hätte nicht mit einem Hute, geschmückt mit einem so prächtigen Spangenhacken, nach Paris gehen sollen.

Gegen vier Uhr waren bereits vierzig Landsleute des Capitains in den Gasthof der Fournichon eingezogen.

„Ist dieß auffallend?“ fragte der Wirth seine Frau; „es sind lauter Gascognier.“

„Wie findest Du dieß auffallend?“ antwortete die Frau; „hat der Capitain nicht gesagt, daß er Landsleute empfange?“

„Wohlan?“

„Da er selbst ein Gascognier ist, müssen seine Landsleute Gascognier seyn.“

„Richtig,“ erwiederte der Wirth.

„Ist Herr von Epernon nicht von Toulouse?“

„Das ist wahr, das ist wahr; Du glaubst also noch immer, daß es Herr von Epernon war?“

„Hat er nicht dreimal das famose Parfandious losgelassen?“

„Er hat das famose Parfandious losgelassen?“ fragte Fournichon besorgt; „was ist dieß für ein Thier?“

„Schwachkopf, das ist sein Lieblingsfluch.“

„Ah! richtig.“

„Erstaune doch über einen Umstand, nämlich: nur vierzig Gascognier zu haben, da Du deren fünfundvierzig haben solltest.“

Aber gegen fünf Uhr kamen die übrigen fünf Gascognier an, und die Gäste des Schwertes waren vollzählig.

Nie hatte eine solche Ueberraschung Gascogniergesichter aufgeheitert: da gab es eine Stunde lang Sandioux, Mordioux, Cap de Bious, kurz Ausbrüche so lärmender Freude, daß es den Eheleuten Fournichon schien, als ob ganz Saintonge, ganz Poitou, ganz Aunis und ganz Languedoc, einen Einfall in ihren großen Saal gemacht hätten. Einige kannten sich: so umarmte Eustachius von Miradoux den Cavalier mit den beiden Lakeien, und stellte ihm Lardille, Militor und Scipio vor. „Und durch welchen Zufall bist Du in Paris?“ fragte dieser.

„Aber Du selbst, mein lieber Sainte-Maline?“

„Ich habe eine Stelle in der Armee; und Du?“

„Ich komme in einer Erbschaftsangelegenheit.“

„Ah! ah! Du schleppest also noch immer die alte Lardille hinter Dir nach.“

„Sie wollte mir folgen.“

„Konntest Du nicht heimlich abreisen, anstatt Dir diesen ganzen Zug auf den Hals zu laden, der sich an ihre Röcke klammert?“

„Unmöglich; sie öffnete den Brief des Anwaltes.“

„Ah! Du hast die Nachricht von dieser Erbschaft durch einen Brief erhalten?“ fragte Saint-Maline.

„Ja,“ antwortete Miradoux. Dann fügte er, in-

dem er sich beeilte, das Gespräch zu ändern, bei: „Ist's nicht sonderbar, daß dieser Gasthof voll ist, und nur von Landsleuten voll ist?"

„Nein, das ist nicht sonderbar; das Schild ist lockend für Leute von Ehre," unterbrach unsere alte Bekanntschaft, Perdicas von Pincorney, in das Gespräch sich mischend.

„Ah! ah! Ihr seyd's, Kamerad," sagte Maline, „Ihr habt mir noch immer nicht erklärt, was Ihr mir gegen den Grèveplatz zu erzählen wolltet, als das große Gedränge uns trennte?"

„Und was wollte ich Euch erklären?" fragte Pincorney, ein wenig erröthend.

„Wie ich Euch zwischen Angoulême und Angers auf der Straße traf, so wie ich Euch heute sehe, ein Spazierstöckchen in der Hand, und ohne Hut."

„Daran denkt Ihr, mein Herr?"

„Meiner Treue, ja," antwortete Sainte-Maline, „es ist weit von Poitiers hierher, und Ihr kommet noch weiter her, als von Poitiers."

„Ich kam von Saint-André von Cubsac."

„Seht Ihr, und so, ohne Hut?"

„Das ist sehr natürlich."

„Ich finde es nicht."

„Allerdings, und Ihr werdet es begreifen. Mein Vater hat zwei prächtige Pferde, auf die er so viel hält, daß er, nach dem mir begegneten Unglücke, mich zu enterben fähig ist."

„Und was für ein Unglück ist Euch begegnet?"

„Ich ritt eines davon spazieren, das schönere, als plötzlich auf zehn Schritte von mir ein Büchsenschuß fällt, mein Pferd scheu wird, durchgeht, und den Weg nach der Dordogne fortsprengt."

„In die es sich stürzt?"

„Ja wohl."

„Mit Euch?"

„Nein; zum Glücke fand ich Zeit, herab zu gleiten; sonst wäre ich mit ihm ertrunken."

„Ah! ah! das arme Thier ist also ertrunken?"

„Pardioux! Ihr kennet die Dordogne, eine halbe Meile breit."

„Und dann?"

„Dann beschloß ich, nicht mehr nach Hause zu gehen, und so ferne als möglich dem väterlichen Zorne mich zu entziehen."

„Aber Euer Hut?"

„Wartet doch, zum Teufel; mein Hut war gefallen."

„Wie Ihr?"

„Ich war nicht gefallen; ich hatte mich zu Boden gleiten lassen; ein Pincorney fällt nicht vom Pferde, die Pincorney sind Stallmeister schon im Wickelkleide."

„Das ist bekannt," äußerte Sainte=Maline; aber Euer Hut?"

„Ah! mein Hut?"

„Ja."

„Mein Hut war also gefallen; ich suchte ihn, denn er war mein einziges Hilfsmittel, da ich ohne Geld ausgeritten war."

„Und wie konnte Euer Hut ein Hilfsmittel für

Euch seyn?“ forschte Sainte-Maline weiter, entschlossen, Pincorney auf's Aeußerste zu treiben.

„Sandioux! und ein großes! Ich muß Euch sagen, daß die Feder dieses Hutes durch einen diamantenen Spangenhacken befestiget war, den Seine Majestät der Kaiser Karl V. meinem Großvater schenkte, als er, von Spanien nach Flandern sich begebend, in unserem Schlosse verweilte.“

„Ah! ah! und Ihr habt den Spangenhacken sammt dem Hute verkauft. Dann, mein lieber Freund, müßt Ihr der Reicheste von uns Allen seyn, und Ihr hättet wohl mit dem Gelde für Euren Spangenhacken einen zweiten Handschuh kaufen sollen; Ihr habt ungleiche Hände, die eine ist weiß, wie eine Frauenhand, die andere ist schwarz, wie eine Negerhand.“

„Wartet doch; in dem Momente, da ich mich umkehrte, um meinen Hut zu suchen, seh' ich einen ungeheuern Raben, der auf ihn herabstürzt.“

„Auf Euren Hut?“

„Oder vielmehr auf meinen Diamanten; Ihr wißt, daß dieses Thier Alles stiehlt, was glänzt; er stürzt also auf meinen Diamant herab, und stiehlt mir ihn.“

„Euern Diamant?“

„Ja, mein Herr. Ich folge ihm anfangs mit den Augen, dann rufe ich laufend: Halt! Halt! Haltet den Dieb! Zum Henker! — Nach Verlauf von fünf Minuten war er verschwunden, und ich hörte nie wieder von ihm sprechen.“

„So zwar, daß, von diesem doppelten Verluste zu Boden gedrückt . . .“

„... Ich nicht mehr in das väterliche Haus zurückzukehren wagte, und mich entschloß, nach Paris zu gehen, um dort mein Glück zu suchen."

„Gut," sagte ein Dritter, „der Wind hat sich also in einen Raben verwandelt? Ich hörte Euch, dünkt mir dem Herrn von Loignac erzählen, daß, während Ihr beschäftiget waret, einen Brief Eurer Geliebten zu lesen, der Wind Euch Brief und Hut fortriß, und daß Ihr, als ein ächter Amadis, dem Briefe nachliefet, indem Ihr den Hut gehen ließet, wohin es ihm beliebte?"

„Mein Herr," äußerte Sainte-Maline, „ich habe die Ehre, Herrn von Aubigné zu kennen, der, obgleich ein sehr tapferer Soldat, recht gut die Feder führt; erzählet ihm, wenn Ihr ihn treffet, die Geschichte Eures Hutes, und er wird ein charmantes Mährchen darüber schreiben."

Man vernahm hier und da ein halb ersticktes Lachen.

„He! he! meine Herren," fragte der reizbare Gascognier, „sollte man etwa über mich lachen?"

„Jeder kehrte sich um, des bequemeren Lachens wegen. Perdicas warf einen forschenden Blick um sich, und sah nahe bei dem Kamine einen jungen Mann, der seinen Kopf in seinen Händen barg; er glaubte, daß er dieß nur thue, um sich besser zu verstecken.

Er ging zu ihm. „He! mein Herr," sagte er, „wenn Ihr lachet, so lachet wenigstens gegenüber, damit man Euer Gesicht sieht."

Und er klopfte dem jungen Manne auf die Schulter, der ernst und streng empor schaute. Der junge Mann war kein Anderer, als unser Freund Ernauton von

Carmainges, noch ganz betäubt von seinem Abenteuer auf dem Grèveplatze. „Ich bitte Euch, mich in Ruhe zu lassen, mein Herr," entgegnete er ihm, „und vorzüglich berühret mich, wenn Ihr mich wieder berühret, nur mit jener Hand, an welcher Ihr einen Handschuh habt; Ihr sehet wohl, daß ich mich nicht mit Euch beschäftige."

„Das laß ich mir gefallen," brummte Pincorney, „wenn Ihr Euch nicht mit mir beschäftiget, so hab' ich nichts zu sagen."

„Ah! mein Herr," sagte Eustachius von Miradoux zu Carmainges mit den versöhnendsten Absichten, „Ihr seyd nicht höflich gegen Euren Landsmann."

„Was Teufels habt ihr Euch einzumischen, mein Herr? versetzte Ernauton, immer unwilliger.

„Ihr habt Recht, mein Herr," erwiederte Miradoux mit einer Verbeugung, „dieß geht mich nichts an."

Und er drehte sich um, zu Lardille zu gehen, die in einer Ecke des großen Kamines saß; aber Jemand versperrte ihm den Weg. Militor war's, mit seinen beiden Händen in seinem Gürtel, und sein abgefäumtes Lächeln auf den Lippen. „Hört doch, Stiefpapa," sagte der Taugenichts.

„Was soll's?"

„Was sagt Ihr dazu?"

„Zu was?"

„Zu der Art, auf welche jener Edelmann Euch abgetrumpft hat?"

„Hm!"

„Er hat Euch tüchtig mitgenommen."

„Ah! Du hast es bemerkt?“ sagte Eustachius, indem er versuchte, um Militor herumzugehen.

Aber dieser vereitelte das Manöver, indem er sich links wendete, und von Neuem vor ihm stand.

„Nicht bloß ich,“ fuhr Militor fort, „sondern auch Jedermann; seht, wie Jeder um uns herum lacht.“

„Man lachte allerdings, aber mehr nicht über dieß, als über etwas Anderes.“ Eustachius wurde glühendroth.

„Auf, auf, Stiefpapa, laßt die Sache nicht verrauchen,“ sagte Militor.

Eustachius näherte sich Carmainges mit trotziger Miene. „Man behauptet, mein Herr,“ sagte er zu ihm, „daß Ihr es darauf anlegen wolltet, mir zu mißfallen?“

„Wann?“

„Eben erst.“

„Euch?“

„Mir.“

„Und wer behauptet dieß?“

„Dieser Herr,“ antwortete Eustachius, Militor weisend.

„Dann, mein Herr,“ versetzte Carmainges, die Benennung ironisch betonend, „dann ist d i e s e r H e r r ein Staar.“

„O! o!“ sagte Militor wüthend.

„Und ich fordere ihn auf,“ fuhr Carmainges fort, „ja nicht mit mir anzubinden, außerdem ich an den Rath des Herrn von Loignac mich erinnern werde.“

„Herr von Loignac sagte nicht, daß ich ein Staar sey, mein Herr.“

„Nein, er sagte, daß Ihr ein Esel seyet; ist Euch

dieß lieber? Mir liegt sehr wenig daran; wenn Ihr ein Esel seyd, werde ich Euch derb hauen; wenn Ihr ein Staar seyd, werde ich Euch rupfen."

„Mein Herr," entgegnete Eustachius, „er ist mein Stiefsohn; behandelt ihn besser, ich bitte Euch, aus Rücksicht für mich."

„Ah! da sieht man, wie Ihr mich vertheidiget, Stiefpapa," rief Militor erbittert aus; „wenn dem so ist, so werde ich mich ganz allein besser vertheidigen."

„In die Schule mit diesen Kindern," bemerkte Ernauton, „in die Schule!"

„In die Schule?" rief Militor vortretend, die Faust gegen Herrn von Carmainges erhebend; „ich bin siebenzehn Jahre alt, verstanden, mein Herr?"

„Und ich bin fünfundzwanzig alt," erwiederte Ernauton; „deßhalb will ich Euch nach Euerm Verschulden züchtigen."

Und ihn am Kragen und Gürtel packend, hob er ihn vom Boden auf, und warf ihn, wie er es mit einem Packete würde gemacht haben, durch das Fenster des Erdgeschosses auf die Straße hinaus, während Lardille Schreie ausstieß, daß die Wände hätten einstürzen mögen.

„Nun," fügte Ernauton ruhig bei, „werde ich aus dem Stiefvater, der Stiefmutter, dem Stiefsohne und allen Familien der Welt, Pastetenfleisch machen, wenn man mich ferner stören will."

„Meiner Treue," äußerte Miradour, „ich finde, daß er Recht hat; wozu diesen Edelmann reizen?"

„Ah! Memme, Memme, die ihren Sohn schlagen

läßt!" rief Lardille aus, auf Eustachius losgehend, und seine fliegenden Haare schüttelnd.

„Nun, nun, nun," sagte Eustachius, „ruhig, dieß wird ihn gesetzt machen."

„Ah! seht doch, man wirft also hier die Leute zum Fenster hinaus," sagte ein Offizier eintretend; „zum Teufel, wenn man solche Späſſe treibt, sollte man wenigstens rufen: Aufgeschaut da unten!"

„Herr von Loignac!" riefen etwa zwanzig Stimmen.

„Herr von Loignac!" wiederholten die fünfundvierzig! Und bei diesem in ganz Gascognien bekannten Namen, stand jeder auf und schwieg.

Neuntes Kapitel.

Herr von Loignac.

Hinter Herrn von Loignac trat Militor ein, von seinem Sturze zerschlagen und carmesinroth vor Zorn.

„Euer Diener, meine Herren," sagte Loignac, „wir machen einen tüchtigen Lärm, wie mir dünkt. Ah! ah! Meister Militor hat wieder den Zänker gespielt, wie es scheint, und seine Nase büßt es."

„Man wird mir meine Verletzungen bezahlen," brummte Militor, Carmainges die Faust weisend.

„Tragt auf, Meister Fournichon," rief Loignac, „und Jeder sey mit seinem Nachbar sanftmüthig, wenn es möglich ist. Es handelt sich von diesem Augenblicke an darum, sich wie Brüder zu lieben."

„Hm!“ sagte Sainte-Maline.

„Die brüderliche Liebe ist selten,“ bemerkte Chalabre, indem er seine Serviette auf solche Art über sein eisengraues Wamms breitete, daß, wie groß auch der Ueberfluß der Brühen seyn mochte, kein Unfall ihm begegnen konnte.

„Und in solcher Nähe sich zu lieben, ist schwer,“ fügte Ernauton bei; „freilich sind wir nicht auf lange Zeit beisammen.“

„Seht doch,“ äußerte Pincorney, dem noch die Spöttereien Biran's auf dem Herzen lagen, „man spottet meiner, weil ich keinen Hut habe, und man sagt zu Herrn von Montcrabeau nichts, der in einem Küraß aus der Zeit des Kaisers Pertinax diniren wird, von dem er nach aller Wahrscheinlichkeit abstammt... Was es doch um die Defensive ist!“

Montcrabeau, dadurch gereizt, richtete sich auf, und sagte mit einer Falsettstimme: „Meine Herren, ich lege ihn ab; mögen es jene bedenken, die mich lieber mit Trutz- als mit Schutzwaffen sehen.“

Und er schnallte majestätisch seinen Küraß los, indem er seinem Lakeien, einem dicken Graukopfe von etwa fünfzig Jahren, winkte, sich ihm zu nähern.

„Nun, ruhig! ruhig!“ sagte Herr von Loignac, „und setzen wir uns zu Tische.“

„Nehmet mir diesen Küraß ab, ich bitte Euch,“ sagte Pertinax zu seinem Lakeien.

Der dicke Mann nahm ihn aus seinen Händen. „Werde ich nicht auch diniren?“ fragte er ganz leise.

„Laß mir doch etwas auftragen, Pertinax, ich sterbe vor Hunger."

Diese Frage, wie sonderbar vertraulich sie auch klang, erregte bei demjenigen kein Erstaunen, an den sie gerichtet war.

„Ich werde deßhalb mein Möglichstes thun," antwortete er, „aber zu größerer Sicherheit forschet selbst nach."

„Hm!" äußerte der Lakei mit mürrischem Tone, „das ist nicht beruhigend."

„Habt Ihr gar nichts mehr?" fragte Pertinax.

„Wir haben unsern letzten Thaler zu Sens ausgegeben."

„Ei, sucht etwas zu Geld zu machen."

Er redete kaum aus, als man auf der Straße, und dann auf der Schwelle des Gasthofes rufen hörte. „Käufer von altem Eisen! Wer verkauft sein Eisen und sein altes Eisenwerk?"

Bei diesem Rufe eilte Madame Fournichon der Thüre zu, während Fournichon die ersten Schüsseln majestätisch auf die Tafeln setzte. Nach der Aufnahme zu schließen, die er fand, war Fournichon's Küche auserlesen. Da Fournichon nicht allen ihm gemachten Complimenten die Stirne bieten konnte, wollte er seine Frau daran Theil nehmen lassen. Er schaute sich nach ihr um, aber vergebens; sie war verschwunden. Er rief ihr. „Was macht sie denn?" fragte er einen Küchenjungen, als er sah, daß sie nicht kam.

„Ah! Meister, einen herrlichen Handel," antwortete dieser. „Sie verkauft all Euer altes Eisenwerk für neues Silber."

„Ich hoffe, daß weder von meinem Kriegsküraſſe die Rede iſt, noch von meiner Schlachtenſturmhaube!" rief Fournichon aus, indem er zur Thüre ſtürzte.

„Nein, nein," ſagte Loignac, „da der Einkauf von Waffen durch Befehl des Königs verboten iſt."

„Gleichviel," erwiederte Fournichon, und lief zur Thüre.

Madame Fournichon kehrte triumphirend zurück. „Wohlan, was fehlt Euch?" fragte ſie, ihren ganz verſtörten Mann betrachtend.

„Was mir fehlt? Man ſagt mir, daß Ihr meine Waffen verkaufet."

„Weiter."

„Ich will nicht, daß man ſie verkaufe!"

„Pah! da wir Frieden haben, ſind zwei Caſſerollen mehr werth, als ein alter Küraß."

„Der Handel mit altem Eiſen muß denn doch ein ſehr armſeliger ſeit dem Edikte des Königs ſeyn, von welchem Herr von Loignac ſo eben ſprach," bemerkte Chalabre.

„Im Gegentheile, mein Herr," erwiederte Frau Fournichon, „und ſeit langer Zeit verſuchte mich dieſer nämliche Käufer da mit ſeinen Anträgen. Meiner Treue, heute konnte ich nicht widerſtehen, und habe die gefundene Gelegenheit benützt. Zehn Thaler, mein Herr, ſind zehn Thaler, und ein alter Küraß iſt nie etwas Anderes, als ein alter Küraß."

„Wie! zehn Thaler," ſagte Chalabre; „ſo theuer iſt dieß? Teufel!" Und er wurde nachdenkend.

„Zehn Thaler," wiederholte Pertinax, einen beredten Blick auf seinen Lakeien werfend, „höret Ihr, Herr Samuel?"

Herr Samuel war schon nicht mehr da.

„Ah!" sagte Herr von Loignac, „dieser Käufer riskirt ja den Strick, dünkt mir."

„O! er ist ein sehr braver Mann, sehr sanft und sehr gefügig," bemerkte Madame Fournichon.

„Aber was thut er mit all' diesem alten Eisen?"

„Er verkauft es wieder nach dem Gewichte."

„Nach dem Gewichte," erwiederte Loignac, „und Ihr sagt, daß er Euch zehn Thaler gab? Wofür?"

„Für einen alten Küraß und für eine alte Pickelhaube."

„Angenommen, daß beide Stücke zusammen zwanzig Pfund wiegen, trifft auf das Pfund ein halber Thaler. Parfandious! wie Jemand von meiner Bekanntschaft sagt, da steckt ein Geheimniß dahinter."

„Schade, daß ich diesen braven Mann von einem Käufer nicht in meinem Schlosse habe," sagte Chalabre, dessen Augen zu funkeln begannen, „ich würde Panzerhemde, Armschienen und Kürasse zu dreitausend Pfund im Gewichte an ihn verkaufen."

„Wie! Ihr wolltet die Rüstungen Eurer Ahnen verkaufen?" fragte Sainte-Maline mit einem spöttischen Tone.

„Ah! mein Herr," bemerkte Eustachius von Miradour, „Ihr hättet Unrecht; das sind heilige Ueberreste."

„Pah!" entgegnete Chalabre, „jetzt sind meine Ahnen selbst Ueberreste, und brauchen nur Messen."

Bei dem Mahle ging es immer hitziger her, in Folge des Burgunders, dessen Verbrauch Fournichon's Gewürze beschleunigten. Die Stimmen nahmen einen immer höheren Umfang an, die Teller klepperten, die Köpfe füllten sich mit Dünsten an, durch die hindurch jeder Gascognier Alles im Rosenlichte sah, ausgenommen Militor, der an seinen Sturz, und Carmainges, der an seinen Pagen dachte.

„Da giebt's viele lustige Leute," sagte Loignac zu seinem Nachbar, der gerade Ernauton war, „und sie wissen nicht warum."

„Ich auch nicht," antwortete Carmainges; „freilich bilde ich, was mich betrifft, eine Ausnahme, und bin nicht im Geringsten von der Welt lustig."

„Ihr habt Unrecht, was Euch betrifft, mein Herr," versetzte Loignac, „denn Ihr gehört zu jenen, für welche Paris eine Goldmine, ein Paradies von Ehren, eine Welt von Glückseligkeiten ist."

Ernauton schüttelte den Kopf.

„Nun denn, sagt an!"

„Spottet meiner nicht, Herr von Loignac," erwiederte Ernauton, „und Ihr, die Ihr alle Fäden zu halten scheint, welche die Meisten von uns in Bewegung setzen, erweiset mir wenigstens die Gefälligkeit, den Vicomte Ernauton von Carmainges nicht wie einen Comödianten von Holz zu behandeln."

„Ich werde Euch noch andere Gefälligkeiten, als diese, erweisen, Herr Vicomte," sagte Loignac, mit Artigkeit sich verbeugend; „ich habe Euch auf den ersten Blick unter Allen heraus erkannt, Euch, dessen Auge

edelstolz und sanft ist, und jenen andern jungen Mann dort unten, dessen Blick tückisch und düster ist."

„Er heißt?"

„Herr von Sainte-Maline."

„Und die Ursache dieser Unterscheidung, mein Herr, woferne diese Frage nicht eine allzu große Neugier von meiner Seite ist?"

„Besteht darin, daß ich Euch kenne, weiter nichts."

„Ihr kennet mich?" fragte Ernauton erstaunt.

„Euch und ihn, — ihn, und alle jene, die hier sind."

„Das ist sonderbar."

„Ja, aber es ist nothwendig."

„Warum ist es nothwendig?"

„Weil ein Anführer seine Soldaten kennen soll."

„Und weil alle diese Männer ..."

„Morgen meine Soldaten seyn werden."

„Aber ich glaubte, daß Herr von Epernon ..."

„Stille! Sprecht diesen Namen hier nicht aus, oder vielmehr sprecht keinen Namen hier aus; öffnet die Ohren und schließet den Mund, und weil ich versprochen habe, Euch alle Gefälligkeiten zu erweisen, so nehmet zunächst diesen Rath gleichsam auf Abschlag an."

„Ich danke, mein Herr," sagte Ernauton.

Loignac trocknete seinen Knebelbart, und sprach aufstehend: „Meine Herren, da der Zufall hier fünfundvierzig Landsleute vereiniget, so lasset uns ein Glas spanischen Wein auf das Wohlergehen aller Anwesenden leeren."

Dieser Vorschlag erregte rasende Beifallsbezeigungen.

„Sie sind größten Theils betrunken," sagte Loignac

zu Ernauton, „dieß wäre ein guter Moment, Jeden seine Geschichte erzählen zu lassen, aber die Zeit fehlt uns.“ Dann fügte er bei, die Stimme erhebend: „Holla, Meister Fournichon, macht, daß die Weiber, Kinder und Lakeien hinausgehen.“

Lardille stand fluchend auf; sie hatte ihr Dessert nicht vollendet. Militor rührte sich nicht.

„Hat man mich gehört dort unten?“ fragte Loignac mit einem Blicke, der keine Erwiederung duldete . . . „Vorwärts, vorwärts, in die Küche, Herr Militor.“

Nach Verlauf weniger Augenblicke, blieben nur noch die fünfundvierzig Gäste und Herr von Loignac im Saale. „Meine Herren,“ sprach der Letztere, „Jeder von Euch weiß, wer ihn nach Paris kommen ließ, oder vermuthet es wenigstens. — Gut, gut, rufet seinen Namen nicht. Ihr wisset es, dieß genügt. Ihr wisset auch, daß Ihr gekommen seyd, um ihm zu gehorchen.“

Ein beistimmendes Gemurmel erhob sich von allen Seiten des Saales; nur, da Jeder lediglich wußte, was ihn betraf, aber nicht, daß sein Nachbar von der nämlichen Macht in Bewegung gesetzt, wie er gekommen sey, schauten sich Alle mit Erstaunen an.

„Gut,“ sagte Loignac, „Ihr werdet Euch später anschauen, meine Herren. Seyd unbesorgt, Ihr habet Muse, Bekanntschaft zu machen. Ihr seyd also gekommen, diesem Manne zu gehorchen; anerkennt Ihr dieß?“

„Ja, ja,“ riefen die Fünfundvierzig, „wir anerkennen es.“

„Wohlan, um anzufangen,“ fuhr Loignac fort,

„werdet Ihr ohne Lärm diesen Gasthof verlassen, um die Wohnung zu beziehen, die man Euch bezeichnet hat."

„Allen?" fragte Sainte-Maline.

„Allen."

„Wir Alle sind beschieden, wir Alle sind hier gleich," fuhr Perducas fort, dessen Beine so unsicher waren, daß er, um seinen Schwerpunkt zu behalten, einen Arm um den Hals des Chalabre schlingen mußte.

„Gebt doch Acht," äußerte dieser, „Ihr zerknittert mein Wamms.

„Ja, Alle gleich," bemerkte Loignac, „vor dem Willen des Gebieters."

„O! o! mein Herr," sagte Carmainges erröthend, „um Vergebung, man hatte mir aber nicht gesagt, daß mein Gebieter Herr von Epernon heißen würde."

„Wartet."

„So hatte ich's nicht verstanden."

„So wartet doch, Brausekopf!"

Bei der Mehrzahl trat eine neugierige Stille ein, und bei einigen Andern ein ungeduldiges Schweigen.

„Ich sagte Euch noch nicht, wer Euer Gebieter seyn würde, meine Herren."

„Ja," erwiederte Sainte-Maline, „aber Ihr sagtet, daß wir Einen bekommen würden."

„Jedermann hat einen Gebieter," rief Loignac aus; „wenn Ihr aber zu stolz seyd, um bei dem verweilen, von dem Ihr eben sprachet, so suchet höher; nicht nur verbiete ich es Euch nicht, sondern ich ermächtige Euch dazu."

„Der König," murmelte Carmainges.

„Stille," entgegnete Loignac, „Ihr seyd hierher gekommen, um zu gehorchen, gehorchet also; inzwischen ist hier ein Befehl, den mit lauter Stimme vorzulesen, Ihr, Herr Ernauton, mir das Vergnügen machen werdet."

Ernauton entfaltete langsam das Pergament, welches ihm Herr von Loignac reichte, und las mit lauter Stimme: „Befehl an Herrn von Loignac, die fünfundvierzig Edelleute abzuholen, um sie zu commandiren, welche ich mit Genehmigung Seiner Majestät nach Paris beschieden habe."

„Nogaret de la Valette, Herzog von Epernon."

Betrunken oder wieder auf den Sitzen: es gab keine Ungleichheiten im Gleichgewichte, als man wieder aufstehen mußte.

„Ihr habt mich also verstanden," sagte Herr von Loignac. „Es handelt sich darum, mir alsogleich zu folgen. Eure Equipagen und Eure Diener werden hier bleiben bei Meister Fournichon, der für sie sorgen wird, und wo ich sie später werde abholen lassen; für jetzt aber beeilet Euch, die Schiffe warten."

„Die Schiffe?" wiederholten alle Gascognier; „wir werden uns also einschiffen?"

Und sie wechselten unter sich höchst neugierige Blicke.

„Ohne Zweifel werdet Ihr Euch einschiffen," antwortete Loignac. „Muß man nicht, um in das Louvre zu kommen, über das Wasser setzen?"

„In's Louvre, in's Louvre," murmelten die Gascognier freudig, „Cap de Bious! wir gehen in's Louvre!"

Loignac ging vom Tische weg, ließ die Fünfundvierzig die Musterung passiren, indem er sie wie Schöpse zählte, und führte sie durch die Straßen bis zum Thurme Nesle. Dort befanden sich drei große Barken, von denen Jede fünfzehn Passagiere an Bord nahm, und alsogleich vom Ufer abstieß.

„Was Teufels werden wir im Louvre thun?“ fragten sich die Furchtlosesten, durch die kalte Luft des Flusses nüchtern geworden, und größten Theils sehr armselig bedeckt.

„Wenn ich wenigstens meinen Küraß hätte!“ murmelte Pertinax von Montcrabeau.

Zehntes Kapitel.

Der Mann mit den Kürassen.

Pertinax hatte sehr Recht, seinen abgängigen Küraß zu vermissen, denn gerade jetzt, durch die Vermittlung jenes sonderbaren Lakeien, den wir mit seinem Gebieter so vertraulich sprechen sahen, war er desselben so eben für immer entledigt worden. Wirklich war, bei den von Madame Fournichon ausgesprochenen Worten — zehn Thaler — der Diener des Pertinax dem Käufer nachgelaufen. Da bereits die Nacht dunkelte, und der Käufer von altem Eisen ohne Zweifel eilig war, hatte dieser schon etwa dreißig Schritte zurückgelegt, als Samuel den Gasthof verließ. Wilhelm war also genöthiget, dem Käufer von altem Eisen zu rufen. Dieser

blieb besorgt stehen, und warf einen durchdringenden Blick auf den Mann, der auf ihn zu kam; da er ihn aber mit Waaren beladen sah, hielt er an. „Was wollt Ihr, mein Freund?“ fragte er ihn.

„Ei, pardieu!“ antwortete der Lakei mit schlauer Miene, „ich will ein Geschäft mit Euch machen.“

„Wohlan, so machen wir es schnell.“

„Ihr habet Eile?“

„Ja.“

„O! Ihr werdet mir wohl Zeit lassen, zu verschnaufen, was Teufels?“

„Allerdings, aber verschnaufet schnell, man wartet auf mich.“

Offenbar hegte der Käufer ein gewisses Mißtrauen hinsichtlich des Lakeien.

„Wenn Ihr werdet gesehen haben, was ich Euch bringe,“ sagte dieser, „werdet Ihr Euch, da Ihr mir ein Kunstfreund scheinet, Zeit nehmen.“

„Und was bringet Ihr mir?“

„Ein prächtiges Stück — ein Werk, dessen —; doch Ihr höret mich nicht an.“

„Nein, ich schaue.“

„Was?“

„Ihr wisset also nicht,“ versetzte der Mann mit den Kürassen, „daß der Handel mit Waffen durch ein Edikt des Königs verboten ist?“

Und er warf besorgte Blicke um sich her. Der Lakei begriff, daß es gut wäre, unkundig zu scheinen. „Ich weiß nichts,“ erwiederte er; „ich komme von Mont-de-Marsan.“

„Ah! dann ist's etwas Anderes," sagte der Mann mit den Kürassen, den diese Antwort ein wenig zu beruhigen schien; „aber obgleich Ihr von Mont-de-Marsan kommet," fuhr er fort, „wisset Ihr doch schon, daß ich Waffen kaufe."

„Ja, ich weiß es."

„Und wer sagte es Euch?"

„Sangdioux! Niemand brauchte mir's zu sagen, und Ihr habet es so eben laut genug ausgerufen."

„Wo?"

„An der Thüre des Gasthofes zum Schwerte des kühnen Ritters."

„Ihr waret also dort?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit einer Menge von Freunden."

„Mit einer Menge von Freunden? — In der Regel ist Niemand in jenem Gasthofe."

„Dann mußtet Ihr ihn sehr verändert finden?"

„In der That. Aber woher kommen alle diese Freunde?"

„Aus Gascognien, wie ich."

„Gehört Ihr zur Partei des Königs von Navarra?"

„Geht doch, wir sind Franzosen von Gesinnung und Blut."

„Ja, aber Hugenotten?"

„Katholiken, wie unser heiliger Vater, der Papst, Gott sey Dank!" sagte Samuel, seine Mütze abziehend; „aber nicht darum handelt es sich, es handelt sich um diesen Küraß."

„Nähern wir uns ein wenig den Häusern, wenn es beliebt; mitten auf der Straße sind wir allzu ungeschützt.“

Und sie gingen wieder bis zu einem Hause von bürgerlichem Aussehen hinauf, an dessen Fenstern man kein Licht bemerkte. Dieses Haus hatte sein Thor unter einer Art von Schirmdach, das einen Balkon bildete. Eine steinerne Bank lief an seiner Façade hin, deren einzige Zierde sie war. Sie verband das Nützliche zugleich mit dem Angenehmen, denn sie diente zugleich den Vorüberziehenden als Schemel, um ihre Maulesel oder Pferde zu besteigen.

„Laßt diesen Küraß sehen,“ sagte der Käufer, als sie unter dem Schirmdache angekommen waren.

„Hier.“

„Wartet; ich glaube, es regt sich im Hause.“

„Nein, gegenüber.“

Der Käufer kehrte sich um. Wirklich war gegenüber ein Haus von zwei Stockwerken, von denen das zweite bisweilen flüchtig sich erhellte. „Machen wir schnell,“ sagte der Käufer, den Küraß betastend.

„He, wie schwer er ist!“ bemerkte Samuel.

„Alt, — massiv, aus der Mode.

„Kunstwerk.“

„Sechs Thaler; wollt Ihr?

„Wie! Sechs Thaler! und Ihr habt da unten für ein altes Bruststücktrumm zehn Thaler gegeben?“

„Sechs Thaler, ja oder nein,“ wiederholte der Käufer.

„Aber betrachtet doch die getriebene Arbeit.“

„Was liegt, bei dem Wiederverkaufe nach dem Gewichte, an der getriebenen Arbeit?"

„O! o! Ihr marktet hier," sagte Samuel, „und dort unten habt Ihr Alles gegeben, was man wollte."

„Ich will noch einen Thaler dazu legen," erwiederte der Käufer ungeduldig.

„Vierzehn Thaler sind bloß die Vergoldungen daran werth."

„Nun, schließen wir ab," äußerte der Käufer, „oder schließen wir gar nicht ab."

„Gut," versetzte Samuel, „Ihr seyd ein Schlingel von einem Käufer. Ihr versteckt Euch, um Euern Handel zu treiben; Ihr übertretet die Edikte des Königs, und schonet ehrliche Leute nicht."

„Nun, nun, schreiet nicht so."

„O! ich fürchte mich nicht," sagte Samuel, die Stimme erhebend; „ich treibe keinen verbotenen Handel, und nichts zwingt mich, mich zu verstecken."

„Nun, nun, nehmet zehn Thaler, und schweiget."

„Zehn Thaler? Ich sage Euch, daß das Gold daran allein so viel werth ist; ah! Ihr wollt Euch aus dem Staube machen?"

„Nein doch: Ihr seyd ja wüthend!"

„Ah! wenn Ihr Euch aus dem Staube machet, seht Ihr, so rufe ich der Wache!"

Diese Worte sprechend, hatte Samuel die Stimme dergestalt erhoben, daß es dieselbe Wirkung machte, als ob er seine Drohung vollzogen hätte, ohne sie zu machen. Bei diesem Lärme war ein kleines Fenster auf dem Balkone des Hauses geöffnet worden, dem gegenüber

der Handel geschah, und das durch das Oeffnen veranlaßte Knarren dieses Fensters, hatte der Käufer mit Schrecken gehört. „Nun, nun,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß ich Alles thun muß, was Ihr wollet; da sind fünfzehn Thaler, und packt Euch.“

„Das laß ich mir gefallen,“ entgegnete Samuel, die fünfzehn Thaler einsteckend.

„Das ist für Euch ein sehr glücklicher Handel.“

„Aber diese fünfzehn Thaler gehören für meinen Gebieter,“ fuhr Samuel fort, „und ich muß doch auch etwas für mich haben.“

Der Käufer schaute um sich her, seinen Dolch halb aus der Scheide ziehend. Offenbar hegte er die Absicht, in die Haut Samuels einen Riß zu machen, der ihn für immer überhoben hätte, wieder einen Küraß zu kaufen, um den so eben verkauften zu ersetzen; allein Samuel besaß einen hurtigen Blick, wie ein Sperling, der die Weinstöcke plündert, und fuhr zurück, indem er sagte: „Ja, ja, guter Käufer, ich sehe Deinen Dolch; aber ich sehe noch etwas: jenes Gesicht auf dem Balkone, welches Dich ebenfalls sieht.“

Der Käufer schaute, vor Schrecken bleich; in der von Samuel bezeichneten Richtung, und erblickte wirklich auf dem Balkone ein langes und phantastisches Geschöpf, in einem mit Katzenfellen gefütterten Schlafrock gehüllt; dieser Argus hatte weder eine Silbe noch eine Geberde von der letzten Scene verloren.

„Nun, nun, Ihr macht mit mir, was Ihr wollet,“ sagte der Käufer mit einem Lachen, gleich jenem eines Schakals, der seine Zähne weiset; „da ist hier ein Thaler

dazu. „Und der Teufel erwürge Euch!“ fügte er ganz leise bei.

„Ich danke,“ erwiederte Samuel, „und wünsche glücklichen Handel!“ Und den Mann mit den Kürassen grüßend, verschwand er hohnlachend.

Der Käufer, auf der Straße allein geblieben, begann, den Küraß von Pertinax aufzuheben, und in jenen von Fournichon zu stecken. Der Bürger schaute noch immer, und sagte dann zu dem Käufer, als er ihn recht beschäftiget sah: „Es scheint, mein Herr, daß Ihr Rüstungen kaufet.“

„Nein doch, mein Herr,“ versetzte der unglückliche Käufer, „es geschah nur zufällig, und weil sich die Gelegenheit so dazu erbot.“

„Dann dient mir der Zufall vortrefflich!“

„Wie so? mein Herr?“ fragte der Käufer. „Stellt Euch vor, daß ich gerade hier, auf Griffweite meiner Hand, einen Haufen von altem Eisenwerke habe, das mir im Wege liegt.“

Ich will's glauben, aber für den Augenblick, wie Ihr sehet, hab' ich so viel hiervon, als ich tragen kann.“

„Ich will es Euch immerhin zeigen.“

„Ueberflüßig, ich habe kein Geld mehr.“

„Das thut nichts, ich will Euch Credit schenken; ich finde, daß Ihr wie ein vollkommen ehrlicher Mann aussehet.“

„Ich danke; man wartet auf mich.“

„Sonderbar! Ist mir doch, als ob ich Euch kenne!“ sagte der Bürger.

„Mich?“ erwiederte der Käufer, der vergebens einen Schauder zu unterdrücken suchte.

„Betrachtet doch diese Sturmhaube,“ fuhr der Bürger fort, mit seinem langen Fuße den genannten Gegenstand herbeiziehend, denn er wollte das Fenster nicht verlassen, aus Furcht, der Käufer möchte sich davon schleichen. Und er hob die bezeichnete Sturmhaube über den Balkon in die Hand des Käufers.

„Ihr kennet mich,“ äußerte dieser, „das heißt, Ihr glaubt mich zu kennen.“

„Das heißt, ich kenne Euch. Seyd ihr nicht...“

Der Bürger schien nachzusinnen; der Käufer blieb unbeweglich und wartend stehen. „Seyd Ihr nicht Nicolas?“

Das Gesicht des Käufers entstellte sich; man sah die Pickelhaube in seiner Hand zittern. „Nicolas?“ wiederholte er.

„Nicolas Truchon, Klingewaarenhändler, Straße de la Cossonnerie.“

„Nein, nein,“ entgegnete der Käufer, welcher lächelte, und athmete wie ein vierfach glücklicher Mann.

„Gleichviel, Ihr habt ein gutes Gesicht; es handelt sich also darum, mir die vollständige Rüstung abzukaukaufen: Küraß, Armschienen und Schwert.“

„Bedenkt, daß dieser Handel verboten ist, mein Herr.“

„Ich weiß es; Euer Verkäufer hat es Euch eben erst laut genug zugerufen.“

„Habt Ihr es gehört?“

„Vortrefflich; Ihr waret sogar gefügig bei dem Handel, was mich auf den Gedanken brachte, mich mit Euch in Verbindung zu setzen; seyd jedoch unbesorgt, ich werde keinen Mißbrauch machen; ich weiß, was Handel ist; ich war selbst ein Handelsmann."

„Ah! und was verkauftet Ihr?"

„Was ich verkaufte?"

„Ja."

„Gunst."

„Ein guter Handel, mein Herr."

„Deßhalb machte ich Glück dabei, und Ihr seht, daß ich Bürger bin."

„Ich mache Euch mein Compliment dazu."

„Daraus folgt, daß ich es mir gerne bequem mache, und all' mein altes Eisenwerk verkaufe, weil es mir im Wege liegt."

„Ich begreife dieß."

„Da sind auch noch Beinschienen. Ah! und dann die Handschuhe."

„Aber ich brauche all das nicht."

„Ich eben so wenig."

„Ich werde bloß den Küraß nehmen."

„Ihr kauft also nur Kürasse?"

„Ja."

„Das ist drollig, denn im Grunde kauft Ihr, um nach dem Gewichte wieder zu verkaufen, wenigstens sagtet Ihr's, und Eisen ist Eisen."

„Es ist wahr; aber sehet, vorzugsweise . . ."

„Wie es Euch beliebt; kaufet den Küraß, oder vielmehr Ihr habt Recht, geht, kaufet gar nichts."

„Was wollt Ihr damit sagen."

„Ich will damit sagen, daß in Zeiten, wie jene, worin wir leben, Jeder seine Waffen nöthig hat."

„Wie! Mitten im Frieden?"

„Mein lieber Freund, wenn wir mitten im Frieden wären, so gäb's keinen solchen Handel mit Kürassen, ventre de biche! Mir sagt man so etwas nicht."

„Mein Herr . . ."

„Und vorzüglich so heimlich."

Der Käufer machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Aber, wahrhaftig, je länger ich Euch anschaue," äußerte der Bürger, „desto mehr bin ich überzeugt, daß ich Euch kenne; nein, Ihr seyd nicht Nicolaus Truchon, aber ich kenne Euch doch."

„Stille."

„Und wenn Ihr Kürasse kaufet . . ."

„Nun denn?"

„Nun denn, so bin ich überzeugt, daß es geschieht, um ein Gott gefälliges Werk zu vollbringen."

„Schweiget."

„Ihr entzücket mich," sagte der Bürger, indem er durch den Balkon einen äusserst langen Arm streckte, dessen Hand bis zur Hand des Käufers reichte.

„Aber wer zum Teufel seyd Ihr?" fragte dieser, der seine Hand wie in einem Schraubstocke gepackt fühlte.

„Ich bin Robert Briquet, genannt der Schrecken des Schisma, Freund der Union und wüthender Katholik; jetzt erkenn' ich Euch bestimmt wieder."

Der Käufer wurde wieder blaß.

„Ihr seyd Nicolas Grimbelot, Gerber knochenloser Kühe."

„Nein, Ihr irret Euch. Adieu, Meister Robert Briquet; ich bin entzückt, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben." Und der Käufer kehrte dem Balkone den Rücken.

„Wie! Ihr gehet fort?"

„Ihr sehet es ja."

„Ohne mir mein altes Eisenwerk abzunehmen?"

„Ich habe kein Geld bei mir, ich sagte es Euch."

„Mein Diener wird Euch folgen."

„Unmöglich."

„Was ist dann zu thun?"

„Ei, bleiben wir, wie wir sind."

„Ventre de biche! Ich werde mich wohl davor hüten; ich habe große Lust, Eure Bekanntschaft zu unterhalten."

„Und ich, die Eurige zu fliehen," versetzte der Käufer, der, dießmal fest entschlossen, seine Küraſſe im Stiche zu lassen, und lieber Alles zu verlieren, als erkannt zu werden, eiligst entfloh. Aber Robert Briquet war der Mann nicht, sich so schlagen zu lassen; er schwang sich über seinen Balkon, stieg auf die Straße hinab, fast ohne eines Sprunges zu bedürfen, und holte in fünf oder sechs Sätzen den Käufer ein. „Seyd Ihr verrückt, mein Freund?" sagte er, seine breite Hand auf die Schulter des armen Teufels legend; „wenn ich Euer Feind wäre, wenn ich Euch wollte verhaften lassen, brauchte ich nur zu schreien; die Schaarwache geht um

diese Zeit in die Augustinerstraße; doch nein, Ihr seyd mein Freund, oder der Teufel hole mich, und der Beweis davon ist, daß ich mich jetzt bestimmt an Euern Namen erinnere.

Dießmal begann der Käufer zu lachen. Robert Briquet stellte sich ihm gegenüber. „Ihr heißet Nicolas Poulain,“ sagte er, „Ihr seyd Lieutenant der Prévôté von Paris; ich erinnerte mich wohl, daß ein Nicolas dabei im Spiele sey.“

„Ich bin verloren,“ stammelte der Käufer.

„Im Gegentheile, Ihr seyd gerettet, ventre de biche! Ihr werdet für die gute Sache niemals thun, was ich zu thun gesonnen bin.“

Nicolas Poulain ließ einen Seufzer entschlüpfen.

„Nun, nun, Muth,“ sagte Robert Briquet; „erholet Euch, Ihr habt einen Bruder gefunden, Bruder Briquet; nehmet einen Küraß, ich werde die beiden andern nehmen, ich schenke Euch meine Armschienen, meine Beinschienen und meine Handschuhe, und gebe sie Euch in den Kauf; auf, vorwärts, es lebe die Union!“

„Ihr begleitet mich?“

„Ich helfe Euch diese Waffen tragen, welche die Philister besiegen sollen; zeigt mir den Weg, ich folge Euch.“

In der Seele des unglücklichen Lieutenant der Prévôté zuckte ein sehr natürlicher Verdachtsblitz auf, der aber erlosch, sobald er geglänzt hatte. „Wenn er mich in's Verderben stürzen wollte,“ murmelte er bei sich, „hätte er mir gestanden, daß er mich kenne?“ Dann fügte er ganz laut hinzu: „Nun, weil Ihr es durchaus wollet, so kommet mit mir.“

„Auf Leben und Tod!“ rief Robert Briquet, mit der einen Hand die Hand seines Bundesgenossen drückend, während er mit der andern seine Ladung altes Eisenwerk triumphirend in die Luft schwang.

Beide machten sich auf den Weg. Nach einem Marsche von zwanzig Minuten kam Nicolas Poulain im Marais an; er war ganz im Schweiße, sowohl wegen der Schnelligkeit des Marsches, als wegen des Eifers ihres politischen Gespräches.

„Welche Mannschaft hab' ich geworben!“ murmelte Nicolas Poulain, indem er in geringer Entfernung vom Hôtel Guise stehen blieb.

„Ich vermuthete es, daß meine Rüstung diesen Weg nehmen würde,“ dachte Briquet.

„Freund,“ sagte Nicolas Poulain, mit einer tragischen Geberde zu Briquet sich wendend, voll der harmlosesten Miene, „vor dem Eintritte in die Löwenhöhle lasse ich Euch eine letzte Minute zur Ueberlegung; noch ist es Zeit, Euch zu entfernen, wenn Ihr in Eurem Gewissen nicht stark seyd.“

„Pah!“ erwiederte Briquet, „ich hab's mit ganz Andern zu thun gehabt: „Et non intremuit medulla mea,“ *) declamirte er; „ah! verzeiht, Ihr versteht vielleicht nicht Lateinisch?“

„Versteht Ihr es?“

„Wie Ihr sehet.“

„Gelehrt, kühn, kräftig, reich, welcher Fund!“ sagte Poulain bei sich; „nun, treten wir ein.“

---

*) „Und mein Innerstes hat nicht gezittert.“ D. Ueb.

Und er führte Briquet zu der riesigen Pforte des Hôtels Guise, die sich bei dem dritten Schlage des ehernen Klopfers aufthat. Der Hof war voll von Wachen und in Mäntel gehüllten Männern, die ihn wie Fantome durcheilten. Kein einziges Licht war im Hôtel. Acht gesattelte und gezäumte Pferde warteten in einer Ecke. Der Lärm des Klopfers bewirkte, daß die meisten von diesen Männern umkehrten, welche eine Art von Gasse bildeten, um die neuen Ankömmlinge zu empfangen. Dann neigte sich Nicolas Poulain zum Ohre einer Art von Beschließer, der das Pförtchen halbgeöffnet hielt, und nannte ihm seinen Namen. „Und ich bringe einen guten Gefährten mit," fügte er bei.

„Passirt, meine Herren," sagte der Beschließer.

„Tragt dieß in das Magazin," sagte nun Poulain, indem er einem Gardisten die drei Kürasse, ferner das alte Eisenwerk von Robert Briquet übergab.

„Gut, es ist ein Magazin da," sagte dieser bei sich; „immer besser: alle Wetter, wie versteht Ihr Euch auf's Einrichten, Herr Prévôt!"

„Ja, ja, man hat Beurtheilungskraft," erwiederte Poulain, stolz lächelnd, „doch kommet, damit ich Euch vorstelle."

„Nehmt Euch in Acht," bemerkte der Bürger, „ich bin außerordentlich schüchtern. Man dulde mich, mehr will ich nicht; nach Ablegung meiner Proben werde ich mich ganz allein vorstellen, wie der Grieche sagt, durch meine Thaten."

„Wie es Euch belieben wird," antwortete der Lieutenant der Prévôté; „erwartet mich also hier." Und er drückte den meisten Spaziergängern die Hand.

„Auf wen warten wir noch?" fragte eine Stimme.

„Auf den Meister," antwortete eine andere Stimme.

In diesem Momente war so eben ein Mann von hoher Gestalt in das Hôtel getreten; er hatte die letzten, zwischen den geheimnißvollen Spaziergängern gewechselten Worte gehört.

„Meine Herren," sagte er, „ich komme in seinem Namen."

„Ah! das ist Herr von Mayneville," rief Poulain aus.

„Da bin ich ja unter Bekannten," sagte Briquet bei sich, und auf eine Grimasse sinnend, die ihn völlig entstellen sollte.

„Meine Herren, wir sind vollzählig; berathschlagen wir," äußerte die Stimme, welche zuerst sich hatte hören lassen.

„Ah! gut," sagte Briquet, „nun sind's zwei: dieser ist mein Procurator, Meister Marteau." Und er veränderte seine Grimasse mit einer Leichtigkeit, welche bewies, wie vertraut er mit den physiognomischen Studien war.

„Gehen wir hinauf, meine Herren," sagte Poulain.

Herr von Mayneville ging voran, Nicolas Poulain folgte ihm; die Männer in Mänteln kamen nach Nicolas Poulain, und Robert Briquet nach den Männern in Mänteln. Alle stiegen die Stufen einer äußern, in ein Gewölbe ausmündenden Treppe hinauf. Robert Briquet stieg hinauf, wie die Uebrigen, murmelnd: „Aber der Page, wo ist denn dieser Teufelspage?"

Eilftes Kapitel.

Wieder die Ligue.

In dem Momente, da Robert Briquet hinter allen Uebrigen die Treppe hinaufging, indem er eine sehr anständige Verschwörermiene annahm, bemerkte er, daß Nicolas Poulain, nachdem er mit mehrern von seinen geheimnißvollen Collegen gesprochen hatte, an der Thüre des Gewölbes wartete. „Das muß mich angehen," sagte Briquet bei sich.

In der That hielt der Lieutenant der Prévôté seinen neuen Freund gerade in dem Momente an, da er über die furchtbare Schwelle schreiten wollte. „Ihr möget deßhalb mir nicht zürnen," sagte er zu ihm; „aber die meisten von unsern Freunden kennen Euch nicht, und wünschen, Erkundigungen über Euch einzuziehen, bevor sie Euch zur Berathung beiziehen."

„Das ist ganz billig," versetzte Briquet, „und Ihr wisset, daß meine natürliche Bescheidenheit diesen Einwurf schon vorhersah."

„Ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren," erwiederte Poulain, „Ihr seyd ein vollendeter Mann."

„Ich entferne mich also," fuhr Briquet fort, „sehr glücklich, an einem Abende so viele tapfere Vertheidiger der katholischen Union gesehen zu haben."

„Soll ich Euch zurück begleiten?" fragte Poulain.

„Nein, ich danke, es ist nicht der Mühe werth."

„Ich meine nur, man könnte Euch am Thore Schwierigkeiten machen; freilich erwartet man mich andererseits.“

„Habt Ihr kein Losungswort, um hinauszugehen? Daran würde ich Euch nicht wieder erkennen, Meister Nicolas; dieß wäre nicht vorsichtig.“

„Allerdings.“

„Wohlan, gebet es mir.“

„Im Grunde, da Ihr eingetreten seyd . . .“

„Und da wir Freunde sind . . .“

„Meinetwegen; Ihr braucht nur zu sagen: Parma und Lothringen.“

„Und der Portier wird mir öffnen?“

„Auf der Stelle.“

„Sehr wohl, ich danke. Gehet zu Euern Geschäften, ich kehre zu den meinigen zurück.“

Nicolas Poulain trennte sich von seinen Gefährten, und ging wieder zu seinen Collegen. Briquet machte einige Schritte, als ob er in den Hof hinabgehen wollte, aber auf der ersten Stufe der Treppe angekommen, blieb er stehen, um die Oertlichkeit zu erforschen. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß das Gewölbe parallel mit der äußern Mauer sich hindehnte, die es durch ein breites Schirmdach deckte. Offenbar mündete dieses Gewölbe in irgend einen untern Saal aus, zu dieser geheimnißvollen Vereinigung geeignet, zu welcher beigelassen zu werden, Briquet nicht die Ehre hatte. Was in dieser Vermuthung ihn bestärkte, die bald eine Gewißheit wurde, war, daß er ein Licht erscheinen sah an einem vergitterten, in dieser Mauer angebrachten, und

durch eine Art von hölzernem Trichter verwahrten Fenster, wie man dergleichen heutzutage an die Fenster der Gefängnisse oder Klöster befestiget, um den Blick nach Außen zu verhindern, und nur die Luft und den Anblick des Himmels einzulassen. Briquet dachte wohl, daß dieses Fenster jenes des Saales der Zusammenkünfte sey, daß, wenn man bis zu ihm gelangen könnte, der Platz zur Beobachtung günstig wäre, und das Auge, von diesem Observatorium aus, leicht die übrigen Sinne zu ersetzen vermöchte. Die Schwierigkeit lag nur darin, zu diesem Observatorium zu kommen, und darin Platz zu nehmen, um zu sehen, ohne gesehen zu werden. Briquet schaute um sich her. Im Hofe waren die Pagen mit ihren Pferden, die Soldaten mit ihren Hellebarden, und der Portier mit seinen Schlüsseln, kurz, lauter hurtige und hellsehende Leute. Zum Glücke war der Hof sehr groß und die Nacht sehr finster. Zudem beschäftigten sich Pagen und Soldaten, da sie die Vertrauten im Gewölbe hatten verschwinden sehen, mit nichts mehr, und der Portier, welcher wußte, daß die Thore gut geschlossen, und es unmöglich sey, ohne das Losungswort hinauszukommen, beschäftigte sich nur noch damit, sein Bett für die Nacht zu ordnen, und seinen Fleiß auf einen erklecklichen Kessel voll gewürzten Weines zu verwenden, der am Feuer warm wurde. In der Neugier liegen eben so kräftige Reizmittel, wie in den Aufschwüngen jeder Leidenschaft. Dieses Sehnen, etwas zu erfahren, ist so groß, daß es bereits das Leben von manchem Neugierigen verzehrte. Briquet war

bisher allzu gut unterrichtet worden, um nicht zu wünschen, seine Aufschlüsse zu vervollständigen. Er warf einen zweiten Blick um sich her, und glaubte, durch das Licht geblendet, welches dieses Fenster auf die eisernen Gitterstangen zurückwarf, in diesem Wiederstrahle ein Zurufsignal, und in diesen so leuchtenden Gitterstangen irgend eine Herausforderung seiner kräftigen Handgelenke zu sehen. Entschlossen, zu seinem Trichter zu gelangen, schlich sich folglich Briquet längs dem Karnieße hin, das von der Freitreppe, welche es wie eine Verzierung fortzusetzen schien, zu diesem Fenster ausmündete, und folgte der Wand, wie es eine Katze oder ein Affe hätte thun können, mit Hülfe der Hände und Füße den Zierathen entgegen marschirend, die in der Mauer selbst in Stein ausgehauen waren. Wenn die Pagen und Soldaten im Dunkel diese phantastische, auf der Mitte der Mauer ohne sichtbare Stütze schleichende Silhouette hätten erblicken können, würden sie gewiß nicht über Zauberei zu schreien unterlassen, und mehr als Einer, unter den Muthigsten, seine Haare sich sträuben gefühlt haben. Aber Robert Briquet ließ ihnen keine Zeit, seine Zaubereien zu sehen. In vier Sätzen erreichte er die Gitterstangen, klammerte sich daran, und kauerte zwischen diesen Gitterstangen und dem Trichter so, daß er von Außen nicht gesehen werden konnte, und von Innen durch das Gitterwerk so ziemlich maskirt war. Briquet hatte sich nicht getäuscht, und wurde für seine Mühe und Kühnheit reichlich entschädiget, als er einmal hier angekommen war. In der That umfaßte sein Blick einen großen, durch eine eiserne Lampe

mit vier Schnauzen erhellten, mit Rüstungen aller Art angefüllten Saal, unter denen er, genau forschend, sicher seine Armschienen und sein Halskragenstück wieder zu erkennen vermocht hätte. Die hier vorhandenen Piken, Stoßdegen, Hellebarden und Musketen, in Haufen oder Bündel geordnet, wären hinreichend gewesen, vier starke Regimenter zu bewaffnen. Briquet schenkte jedoch der prächtigen Schichtung dieser Waffen weniger Aufmerksamkeit, als der, sie zu benützen oder zu vertheilen, beauftragten Versammlung. Seine gierigen Blicke drangen durch das dicke, mit einer schmierigen Schicht von Rauch und Staub überzogene Fenster, um bekannte Gesichter unter den Visiren und Kapuzen zu erforschen. „O! o!" sagte er, „da ist Meister Crucé, unser Revolutionär. — Da ist unser kleiner Brigard, der Gewürzkrämer an der Ecke der Straße des Lombards; hier ist Meister Leclerc, der sich Bussy nennen läßt, und der zur Zeit, da der wahre Bussy lebte, einen solchen Frevel zu begehen gewiß nicht gewagt hätte. Ich muß doch eines Tages diesen ehemaligen Fechtmeister fragen, ob er den geheimen Stoß kennt, an welchem ein gewisser David von meiner Bekanntschaft in Lyon gestorben ist. Zum Henker, die Bürgerschaft ist tüchtig vertreten, aber der Adel, — ah! Herr von Mayneville, Gott verzeihe mir! er drückt dem Nicolas Poulain die Hand: das ist rührend, man fraternisirt. Ah! ah! dieser Herr von Mayneville ist also Redner? Er wirft sich auf, dünkt mir, eine Rede zu halten. Sein Geberdenspiel ist angenehm, und seine Augen rollen überzeugend."

Und wirklich hatte Herr von Mayneville eine Rede

begonnen. Robert Briquet schüttelte den Kopf, während Herr von Mayneville sprach; nicht als ob er ein einziges Wort der Rede hören konnte; aber er legte seine Geberden und jene der Versammlung aus.

„Er scheint mir seine Zuhörer nicht gar sehr zu überzeugen. Crucé macht ihm ein verdrießliches Gesicht; Lachapelle=Marteau kehrt ihm den Rücken, und Bussy=Leclerc zuckt die Achseln. Nun, nun, Herr von Mayneville, sprechet, schwitzet, schnaufet, seyd beredt, ventre de biche! — O! — Das laß ich mir gefallen: die Zuhörer beseelen sich. — O! o! man nähert sich; man drückt ihm die Hand; man schleudert die Hüte in die Luft. Teufel!“

Briquet, wie wir sagten, sah, und konnte nicht hören; aber wir, die wir im Geiste den Berathungen der stürmischen Versammlung beiwohnen, wir wollen dem Leser melden, was soeben dort geschehen war. Zuvörderst hatten Crucé, Marteau und Bussy bei Herrn von Mayneville über die Unthätigkeit des Herzogs von Guise sich beschwert. Marteau hatte, in seiner Eigenschaft als Procurator, das Wort ergriffen. „Herr von Mayneville,“ hatte er gesagt, „Ihr kommt im Namen des Herzogs Heinrich von Guise? — Ich danke — Und wir nehmen Euch als Gesandten an; aber die Anwesenheit des Herzogs selbst ist uns unerläßlich. Nach dem Tode seines glorreichen Vaters, im Alter von achtzehn Jahren, ließ er alle guten Franzosen den Plan der Union annehmen, und reihte uns Alle unter sein Banner. Unserm Eide gemäß, haben wir unsere Personen der Gefahr bloßgestellt, und unser Vermögen für den

Triumph dieser heiligen Sache geopfert. Und ungeachtet unserer Opfer geht nichts vorwärts, entscheidet sich nichts. Nehmt Euch in Acht, Herr von Mayneville, die Pariser werden überdrüßig werden; ist nun aber Paris einmal überdrüßig, was wird man in Frankreich thun? Der Herr Herzog sollte sich dieß zu Gemüth führen."

Diese Einleitung erhielt die Beistimmung aller Liguisten, und vorzüglich zeichnete sich Nicolas Poulain durch seinen Eifer aus, zu applaudiren. Herr von Mayneville antwortete mit Einfachheit: „Meine Herren, wenn sich nichts entscheidet, so ist dieß der Fall, weil noch nichts reif ist. — Prüfet die Lage, ich bitte Euch. Der Herr Herzog und sein Bruder, der Herr Cardinal, sind zu Nancy auf der Lauer. Der Eine stellt ein Heer auf die Beine, bestimmt, die Hugenotten von Flandern im Zaume zu halten, die der Herr Herzog von Anjou auf uns werfen will, um uns zu beschäftigen; der Andere sendet Kuriere über Kuriere an die ganze Geistlichkeit von Frankreich und an den Papst, um die Annahme der Union zu bewirken. Der Herr Herzog von Guise weiß das, was Ihr nicht wisset, meine Herren, nämlich, daß jene alte, zwischen dem Herzoge von Anjou und dem Bearner nur schwach gebrochene Allianz, auf dem Punkte steht, sich wieder anzuknüpfen. Es handelt sich darum, Spanien gegen Navarra hin zu beschäftigen, und es zu verhindern, uns Waffen und Geld zu senden. Nun aber will der Herr Herzog, bevor er etwas unternimmt, und vorzüglich bevor er nach Paris kommt, im Stande seyn, die Ketzerei und Usurpation

zu bekämpfen. Doch in Ermangelung des Herrn von Guise, haben wir Herrn von Mayenne, der sich als General und Rathgeber vervielfacht, und den ich alle Augenblicke erwarte."

„Das heißt," unterbrach Bussy, und in diesem Momente war's, daß er die Achseln zuckte, „das heißt, daß Eure Prinzen überall sind, wo wir nicht sind, und niemals dort, wo wir ihrer bedürfen. Was macht Frau von Montpensier, zum Beispiel?"

„Mein Herr, Frau von Montpensier ist diesen Morgen nach Paris gekommen."

„Und Niemand hat sie gesehen?"

„Allerdings, mein Herr."

„Und wer sah sie?"

„Salcède."

„O! o!" rief die ganze Versammlung.

„Sie hat sich also unsichtbar gemacht?" fragte Crucé.

„Nicht völlig, aber unangreifbar, hoff' ich."

„Und woher weiß man, daß sie hier ist?" fragte Nicolas Poulain. „Ich vermuthe nicht, daß Euch Salcède dieß sagte."

„Ich weiß, daß sie hier ist," antwortete Mayneville, „weil ich sie bis zum Thore Saint-Antoine begleitete."

„Ich habe sagen hören, daß man die Thore geschlossen hatte," unterbrach Marteau, den es nach der Gelegenheit gelüstete, eine zweite Rede anzubringen.

„Ja, mein Herr," versetzte Mayneville mit seiner ewigen Höflichkeit, aus der ihn kein Angriff heraustreiben konnte.

„Wie stellte sie es an, daß sie ihr geöffnet wurden?“

„Auf ihre Weise.“

„Ah! sie hat die Macht, sich die Thore von Paris öffnen zu lassen,“ sagten die mißgünstigen und argwöhnischen Liguisten, wie immer die Kleinen sind, wenn sie mit den Großen sich verbünden.

„Meine Herren,“ sagte Mayneville, „es fiel heute an den Thoren von Paris etwas vor, was Ihr nicht zu wissen, oder wenigstens nur unbestimmt zu wissen scheinet. Der Befehl war gegeben worden, nur jene die Barrière überschreiten zu lassen, die eine Einlaßkarte bei sich trügen. Von wem diese Karte unterzeichnet seyn sollte, weiß ich nicht. Nun aber kamen vor uns zum Thore Saint-Antoine fünf oder sechs Männer, von denen vier sehr ärmlich gekleidet und von ziemlich üblen Aussehen waren; sie waren Inhaber von jenen unerläßlichen Karten, und passirten vor unsern Augen. Einige von ihnen benahmen sich mit jener insolenten Possenreißerei von Leuten, die in einem eroberten Lande zu seyn glauben. — Was sind dieß für Männer, was sind dieß für Karten? antwortet uns, meine Herren von Paris, denen es obliegt, Alles zu wissen, was die Angelegenheiten Eurer Stadt betrifft.“

So hatte Mayneville aus einem Angeklagten sich zu einem Ankläger gemacht, was die große Kunst der Redekunst ist.

„Karten, — insolente Leute, — ausnahmsweise Eintrittsbefugnisse an den Thoren von Paris; — o! o! was will dieß sagen?“ fragte Nicolas Poulain ganz nachdenkend.

„Wenn Ihr diese Dinge nicht wisset, die Ihr hier lebet, wie sollten wir sie wissen, die wir in Lothringen leben, unsere ganze Zeit damit zubringend, auf den Straßen dahin zu jagen, und die beiden Enden jenes Cirkels zu vereinigen, den man die Union nennt?“

„Und auf welche Art kamen denn diese Leute?“

„Die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferd; die Einen allein, die Andern mit Lakeien.“

„Sind es Leute des Königs?“

„Drei oder vier sahen wie Bettler aus.“

„Sind es Krieger?“

„Ihrer Sechs hatten nur zwei Schwerter.“

„Es sind Fremde.“

„Ich halte sie für Gascognier.“

„O!“ riefen einige Stimmen mit dem Tone der Verachtung.

„Gleichviel,“ äußerte Bussy, „wären sie auch Türken, sie müssen unsere Aufmerksamkeit erregen. Man wird sich nach ihnen erkundigen: Herr Poulain, das ist Euer Geschäft. Aber all das sagt uns nichts von den Angelegenheiten der Ligue.“

„Es liegt ein neuer Plan vor,“ versetzte Herr von Mayneville. „Ihr werdet morgen erfahren, daß Salcède, der uns bereits verrathen hatte, und uns wieder verrathen sollte, nicht nur nicht gesprochen, sondern auch auf dem Schaffote widerrufen hat, und zwar Dank der Herzogin, die, im Gefolge von einem jener Karteninhaber in die Stadt gekommen, den Muth besaß, bis zum Schaffote vorzudringen, tausendmal zermalmt zu werden riskirend, und sich dem Missethäter zu zeigen,

auf die Gefahr hin, erkannt zu werden. In diesem Momente hielt Salcède in seiner Herzensergießung ein; einen Augenblick nachher lähmte unser wackerer Henker seine Reue. So, meine Herren, habt Ihr von Seite unserer Unternehmungen in Flandern nichts zu fürchten. Dieses schreckliche Geheimniß ist in ein Grab gerollt."

Dieß war die letzte Phrase, welche die Liguisten dem Herrn von Mayneville näher brachte. Briquet errieth ihre Freude an ihren Bewegungen. Diese Freude beunruhigte sehr den wackern Bürger, der einen plötzlichen Entschluß zu fassen schien. Er ließ sich von seinem Trichter herab auf das Pflaster des Hofes gleiten, und ging zum Thore, wo ihn, nach dem Aussprechen der beiden Worte: Parma und Lothringen, der Portier passiren ließ.

So wie Meister Robert Briquet einmal auf der Straße war, athmete er so geräuschvoll, daß man merkte, er habe seit sehr langer Zeit seinen Athem eingehalten. Die geheime Versammlung währte noch immer: die Geschichte lehrt uns, was darin vorfiel. Herr von Mayneville theilte im Namen der Guisen den künftigen Insurgenten von Paris den ganzen Plan des Aufstandes mit. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die bedeutenden Personen der Stadt zu ermorden, bekannt als Anhänger des Königs, durch die Straßen zu eilen mit dem Rufe: „Es lebe die Messe! Tod den Politikern!" und so eine neue Bartholomäusnacht mit den alten Ueberresten der vorigen zu entzünden; nur vermengte man in dieser die schlecht denkenden Katholiken mit den Hugenotten jeder Art. Also handelnd,

diente man zwei Göttern: jenem, der im Himmel regiert, und jenem, der über Frankreich herrschen sollte: Dem Ewigen, und dem Herrn von Guise.

Zwölftes Kapitel.

Das Gemach Seiner Majestät Heinrichs III. im Louvre.

In diesem großen Gemache des Louvre, in welches schon so oft unsere Leser mit uns getreten sind, worin wir den armen König Heinrich III. so lange und so peinliche Stunden verleben sahen, werden wir ihn noch einmal wieder finden, nicht mehr König, nicht mehr Gebieter, sondern niedergeschlagen, blaß, unruhig, und ganz und gar der Verfolgung anheimgegeben, die seine Erinnerung unabläßig unter diesen berühmten Gewölben beschwört. Heinrich war seit dem verhängnißvollen Tode seiner Freunde, den wir anderswo *) erzählten, sehr verändert; — diese Trauer war, wie ein verheerender Sturm über seinem Haupte hingezogen, — und der arme König, welcher, unaufhörlich sich erinnernd, daß er ein Mensch sey, seine Kraft und sein Vertrauen nur in Privatneigungen setzte, hatte durch den neidischen Tod jedes Vertrauens und jeder Kraft sich berauben sehen,

*) In dem historisch-romantischen Sittengemälde: Die Dame von Monsoreau, Augsburg, 1846. v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

D. Ueb.

eingreifend so in den schrecklichen Moment, da die Könige zu Gott gehen — allein — ohne Freunde — ohne Leibwächter — und ohne Krone.

Heinrich **III.** hatte ein schmerzliches Geschick getroffen. Alles, was er liebte, war nach und nach um ihn herum gefallen. Nach Schomberg, Quélus und Maugiron, durch Livarot und Antraguet im Duelle getödtet, war Saint-Mégrin durch Herrn von Mayenne ermordet worden: die Wunden blieben offen und blutend... Die Neigung, welche er für seine neuen Günstlinge, von Epernon und Joyeuse fühlte, glich jener, die ein Vater, der seine besseren Kinder verlor, auf jene überträgt, welche ihm bleiben; obgleich er die Fehler derselben vollkommen kennt, liebt er sie, schont er sie, bewacht er sie, damit der Tod keines von ihnen erbeute. Er hatte von Epernon mit Gütern überhäuft, und doch liebte er von Epernon nur anflugweise und nach Laune. In gewissen Momenten haßte er ihn sogar. Dann nahm Katharina, diese unbarmherzige Rathgeberin, in welcher immer der Gedanke wachte, wie die Lampe im Tabernakel, toller Streiche unfähig, selbst in ihrer Jugend, die Stimme des Volkes an, um gegen die Neigungen des Königs loszuziehen. Nie hätte sie zu ihm gesagt, wenn er den Schatz leerte, um das Landgut des Lavalette zu einem Herzogthume zu erheben, und es königlich zu vergrößern: „Sire, hasset diese Menschen, die Euch nicht lieben, oder was noch schlimmer ist, Euch nur aus Selbstsucht lieben.“ Aber sah sie die Stirne des Königs sich runzeln, oder hörte sie ihn, in einem Momente des Ueberdrußes, von Epernon der Habsucht

oder Feigheit beschuldigen, so fand sie alsogleich das unerbittliche Wort, welches alle Klagen des Volkes und des Königthumes gegen von Epernon zusammenfaßte, und eine neue Furche in den königlichen Haß grub.

Von Epernon, ein unvollständiger Gascognier, hatte mit seiner Schlauheit und angebornen Verderbtheit das Maß der königlichen Schwäche genommen; er wußte seine Ehrsucht zu verbergen, eine unbestimmte Ehrsucht, und deren Ziel ihm selbst noch unbekannt war; nur diente seine Habgier ihm zum Compasse, um nach der fernen und unbekannten Welt zu steuern, die ihm noch die Horizonte der Zukunft verhüllten, und diese Habsucht allein war seine Führerin. War der Schatz zufällig ein wenig versehen, so sah man von Epernon auftauchen und sich nähern, mit gebogenem Arme und heiterem Gesichte; war der Schatz leer, so verschwand er mit höhnischer Lippe und gerunzelter Stirne, um sich in sein Hôtel einzuschließen, oder in irgend eines seiner Schlösser, um sein Elend zu beweinen, bis er den armen König bei seinem schwachen Herzen gepackt, und ihm irgend ein neues Geschenk abgepreßt hatte. Durch ihn war das Günstlingswesen zu einem Gewerbe erhoben worden, von dem er alle möglichen Einkünfte geschickt ausbeutete. Zuerst bewilligte er dem Könige nicht den mindesten Zahlungsaufschub bei Verfallzeiten; dann, als er späterhin Höfling wurde, und die launenhaften Winde der königlichen Gunst hinreichend häufige Erträgnisse gaben, um den gascognischen Kopf zu befestigen, willigte er ein, einen Theil der Arbeit zu übernehmen, das heißt: zum Wiedereingehen der Gel-

der mitzuwirken, die er zu seiner Beute bestimmte. — Diese Nothwendigkeit, was er wohl fühlte, zwang ihn, aus einem trägen Höflinge, was der beste unter allen Ständen ist, ein thätiger Höfling zu werden, was der schlimmste aller Stände ist. Er beklagte nun gar bitterlich die süßen Mußestunden von Quélus, von Schomberg und von Maugiron, die ihr Lebtage weder von Staats= noch von Privatgeschäften gesprochen hatten, und so leicht die Gunst in Geld, und das Geld in Vergnügungen verwandelten; aber die Zeiten hatten sich geändert; das eiserne Zeitalter war dem goldenen Zeitalter gefolgt; das Geld kam nicht mehr, wie ehemals, man mußte zum Gelde gehen, wühlen, um es zu nehmen, in den Adern des Volkes, wie in einer halbversiegten Mine. Von Epernon fügte sich in sein Schicksal, und stürzte sich wie ein Ausgehungerter in die unentwirrbaren Hindernisse der Administration, hier und da auf seinem Zuge verwüstend, und erpressend, ohne sich um die Verwünschungen zu bekümmern, so oft das Klappern der Goldthaler die Stimme der Klagenden übertäubte.

Die flüchtige und sehr unvollständige Skizze, welche wir vom Charakter des Joyeuse entwarfen, kann dem Leser zeigen, welcher Unterschied zwischen den beiden Günstlingen bestand, die, wir wollen nicht sagen die Freundschaft, aber jenen beträchtlichen Theil des Einflußes theilten, den Heinrich auf Frankreich und auf sich selbst jene ausüben ließ, die ihn umgaben. Joyeuse war auf eine ganz natürliche Weise, und ohne darüber nachzudenken, dem Beispiele und der Tradition des

Quélus, Schomberg, Maugiron und Saint-Mégrin gefolgt; er liebte den König, und ließ sich sorgenlos von ihm lieben; nur waren alle jene seltsamen, im Umlaufe befindlich gewesenen Gerüchte hinsichtlich der wundersamen Freundschaft, die der König für die Vorgänger von Joyeuse fühlte, mit dieser Freundschaft erloschen, kein infamer Flecken besudelte diese fast väterliche Neigung Heinrichs für Joyeuse.

Aus einer Familie von berühmten und rechtschaffe- Leuten bethätigte Joyeuse wenigstens öffentlich die Ehrfurcht vor dem Königthume, und seine Vertraulichkeit überschritt nie gewisse Grenzen. In der Mitte des moralischen Lebens war Joyeuse ein wahrer Freund für Heinrich; aber diese Mitte trat nicht sehr hervor. Anna war jung, aufbrausend, verliebt, und wenn er verliebt war, selbstsüchtig; es lag ihm wenig daran, durch den König glücklich zu seyn, und das Glück auf seine Quelle zurückzuführen; ihm war nur darum zu thun, glücklich zu seyn, gleichviel auf welche Art. Tapfer, schön, reich, glänzte er durch diesen dreifachen Wiederstrahl, der um junge Stirnen eine Liebesglorie schlingt; die Natur hatte zu viel für Joyeuse gethan, und Heinrich verwünschte bisweilen die Natur, die ihm, dem Könige, für Joyeuse so wenig zu thun übrig gelassen hatte.

Heinrich kannte diese beiden Männer gut, und liebte sie ohne Zweifel wegen des Contrastes. Unter seiner skeptischen und abergläubischen Hülle verbarg Heinrich einen Fond von Philosophie, der, ohne Katharina, in einer Richtung merkwürdiger Nützlichkeit sich entwickelt hätte. Oft verrathen, wurde Heinrich nie getäuscht.

Mit dieser vollkommenen Einsicht in den Charakter seiner Freunde, mit dieser tiefen Kenntniß ihrer Fehler und guten Eigenschaften, dachte er, entfernt von ihnen, isolirt, traurig, in diesem düsteren Gemache, an sie, an sich, an sein Leben, und schaute im Dunkel jene schauerlichen Horizonte, die für viele minder hellsehende Blicke, als die seinigen, bereits in der Zukunft sichtbar wurden. Dieser Auftritt mit Salcède hatte ihn sehr verdüstert. Allein zwischen zwei Frauen in einem solchen Momente, hatte Heinrich seine Hülflosigkeit gefühlt; die Schwäche Luisens betrübte, die Stärke Katharina's erschreckte ihn. Heinrich trug jenen unbestimmten und ewigen Schrecken an sich, den jene Könige empfinden, welche von einem verhängnißvollen, unabwendbaren Mißgeschicke dazu bezeichnet sind, daß ihr Stamm in ihnen und mit ihnen erlösche. In der That: gewahren, daß, obgleich über alle andern Menschen erhaben, diese Größe keine solide Grundlage hat; fühlen, daß man die Bildsäule ist, der man Weihrauch streuet, das Götzenbild, welches man anbetet, daß aber die Priester und das Volk, die Anbeter und die Minister uns beugen oder erhöhen, je nach ihrem Interesse, nach ihrer Laune uns in Bewegung setzen, ... das ist für einen stolzen Geist das peinlichste Mißgeschick. Heinrich fühlte es lebhaft, und erzürnte sich, es zu fühlen. Und dennoch stählte er sich bisweilen wieder an der Energie seiner Jugend, die in ihm lange vor dem Ende dieser Jugend erloschen war.

„Warum soll ich mich im Grunde beunruhigen?" sagte er bei sich. „Ich habe keine Kriege mehr zu führen; Guise ist in Nancy, Heinrich in Pau; der Eine

muß seinen Ehrgeiz in seinem Innern verschließen, der Andere hat nie welchen gehabt. Die Geister beruhigen sich; kein Franzose hat das unmögliche Unternehmen, seinen König zu entthronen, ernst in's Auge gefaßt, jene dritte, durch die goldene Scheere der Frau von Montpensier verheißene Krone, ist nur die Aeußerung eines in seiner Eigenliebe verletzten Weibes; nur meine Mutter denkt immer an ihr Usurpationsfantom, ohne mir ernstlich den Usurpator zeigen zu können; allein ich, der ich ein Mann bin, ein noch junger Kopf, ungeachtet meiner Kümmernisse, ich weiß, was ich von den Prätendenten zu halten habe, die sie fürchtet. Ich werde Heinrich von Navarra lächerlich machen, Guise verhaßt, und die auswärtigen Bündnisse mit dem Schwerte in der Hand zerstreuen. Par la mordieu; ich war zu Jarnac und Moncontour mehr nicht werth, als ich jetzt werth bin.

„Ja," fuhr Heinrich fort, indem er seinen Kopf wieder auf seine Brust sinken ließ, „ja, aber inzwischen langweile ich mich, und es ist schrecklich, sich zu langweilen. Ei, die Langeweile ist mein einziger, mein wahrer Verschwörer, und von diesem spricht meine Mutter nie. Ich will doch sehen, ob Einer diesen Abend zu mir kommen wird! Joyeuse hatte so gewiß versprochen, bei Zeiten hier zu seyn; er ergötzt sich, aber wie zum Teufel macht er es, um sich zu ergötzen? Von Epernon? Ah! dieser ergötzt sich nicht, er schmollt, er hat seine Anweisung von fünfundzwanzigtausend Thaler auf die Klauensteuer noch nicht erhoben; wohlan meiner Treue, er schmolle nach Belieben."

„Sire," sagte die Stimme des Thürstehers, „der Herr Herzog von Epernon."

Alle, welche das Langweilige des Wartens, die Beschuldigungen kennen, welche es gegen die erwarteten Personen einflüstert, die Leichtigkeit, mit welcher die Wolke sich zerstreut, wenn die Person erscheint, werden den Eifer begreifen, womit der König befahl, einen Stuhl für den Herzog in Bereitschaft zu stellen. „Ah! guten Abend, Herzog," sagte er, „ich bin entzückt, Euch zu sehen "

Von Epernon verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Warum seyd Ihr denn nicht gekommen, um diesen Spitzbuben von einem Spanier viertheilen zu sehen? Ihr wußtet wohl, daß Ihr einen Platz in meiner Loge habet, weil ich es Euch hatte sagen lassen?"

„Sire, ich konnte nicht."

„Ihr konntet nicht?"

„Nein, Sire, ich hatte zu thun."

„Sollte man nicht meinen, wahrhaftig, daß er mein Minister sey, mit seinem armslangen Gesichte, und daß er mir die Meldung bringe, eine Steuer sey nicht bezahlt worden," äußerte Heinrich, die Achseln zuckend.

„Meiner Treue, Sire," erwiederte von Epernon, den günstigen Augenblick haschend, „Eure Majestät hat es getroffen; die Steuer ist nicht bezahlt worden, und ich habe keinen Thaler."

„Gut," sagte Heinrich ungeduldig.

„Doch nicht darum handelt es sich," versetzte Epernon, „und ich beeile mich, es Eurer Majestät zu sagen,

denn Ihr könntet glauben, diese Geschäfte seyen es, mit denen ich zu thun hatte."

„Sprecht von Euren Geschäften, Herzog."

„Eure Majestät weiß, was bei der Hinrichtung des Salcède vorgefallen ist?"

„Parbleu, da ich dabei war."

„Man hat den Missethäter zu entführen versucht."

„Dieß sah ich nicht."

„Dieses Gerücht ist jedoch in der Stadt verbreitet."

„Ein Gerücht ohne Ursache und ohne Resultat; man hat sich nicht gerührt."

„Ich glaube, daß Eure Majestät im Irrthume ist."

„Und worauf gründest Du Deinen Glauben?"

„Darauf, daß Salcède in Gegenwart des Volkes widerrief, was er in Gegenwart der Richter sagte."

„Ah! Ihr wißt dieß schon?"

„Ich trachte Alles zu erfahren, was Eure Majestät interessirt."

„Ich danke; aber welchen Zweck habt Ihr bei dieser Einleitung?"

„Zu zeigen, daß ein Mann, der wie Salcède stirbt, als ein sehr guter Diener gestorben ist, Sire."

„Wohlan, weiter?"

„Der Herr, welcher solche Diener hat, ist sehr glücklich; weiter nichts."

„Und Du willst damit sagen, daß ich keine solchen Diener habe, oder vielmehr, daß ich deren keine mehr habe? Du hast Recht, wenn Du dieß damit sagen wolltest."

„Nicht dieß will ich damit sagen. Eure Majestät

würde gelegentlich, und ich kann besser als Jemand dafür bürgen, eben so treue Diener finden, als der Herr des Salcède deren gefunden hat."

„Der Herr des Salcède, der Herr des Salcède; nennet doch einmal die Sachen bei ihrem Namen, Ihr, die Ihr mich umgebet. Wie heißt dieser Herr?"

„Eure Majestät muß es besser wissen, als ich, da sie sich mit Politik beschäftiget."

„Ich weiß, was ich weiß. Sagt mir, was Ihr wisset."

„Ich weiß nichts; ich vermuthe nur viele Sachen."

„Gut," sagte Heinrich gelangweilt, „Ihr kommt hierher um mich zu erschrecken, und mir unangenehme Dinge zu sagen, nicht wahr? Ich danke, Herzog, daran erkenne ich Euch wohl."

„Eure Majestät begegnet mir hart," sagte von Epernon.

„Sehr mit Recht, glaub' ich."

„Nein, Sire. Die Warnung eines ergebenen Mannes kann auf einem irrigen Grunde beruhen; aber dieser Mann thut deßhalb nicht minder seine Pflicht, indem er diese Warnung ausspricht."

„Dieß ist meine Sache."

„Ah! sobald Eure Majestät es so nimmt, habt Ihr Recht, Sire; sprechen wir also nicht mehr davon."

Jetzt entstand eine Pause des Schweigens, welches der König zuerst brach. „Nun," sagte er, „verdüstere mich nicht, Herzog. Ich bin bereits traurig, wie ein Pharao Aegyptens in seiner Pyramide. Heitere mich auf."

„Ah! Sire, die Freude läßt sich nicht befehlen."

Der König schlug mit seiner Faust zornig auf den Tisch. „Ihr seyd ein Starrkopf, ein schlechter Freund, Herzog," rief er aus. „Ach! ach! ich glaubte nicht, so viel verloren zu haben, als ich meine ehemaligen Freunde verlor."

„Dürfte ich Eurer Majestät zu bemerken wagen, daß sie die Neuen eben nicht gar sehr ermuthiget?"

Hier machte der König eine neue Pause, während welcher er, statt aller Antwort, diesen Mann, dessen großes Glück er gegründet hatte, mit dem bedeutungsvollsten Ausdrucke anschaute. Von Epernon verstand ihn. „Eure Majestät wirft mir ihre Wohlthaten vor," sagte er mit dem Tone eines vollendeten Gascogniers. „Ich werfe ihr meine Ergebenheit nicht vor."

Und der Herzog, welcher sich noch nicht gesetzt hatte, nahm den Stuhl, den der König ihm hinstellen ließ.

„Lavalette, Lavalette," sagte Heinrich traurig, „Du zerreißest mir das Herz, Du, der Du so viel Geist hast, der Du durch Deine gute Laune mich froh und lustig machen könntest. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht von dem doch so muthigen Quélus sprechen wollte, von dem so guten Schomberg, von dem im Punkte meiner Ehre so empfindlichen Maugiron. Nein, damals lebte sogar Bussy, Bussy, der nicht mein Anhänger war, wenn Du willst, aber den ich für mich zu gewinnen würde gesucht haben, hätte ich nicht das Mißtrauen der Andern zu erregen gefürchtet, Bussy, der die unwillkürliche Ursache ihres Todes war, ach! Wie weit ist es mit mir gekommen, daß ich selbst den Verlust meiner Feinde bedauere! Gewiß, alle Vier waren muthige

Leute. Ei, mein Gott! ärgere Dich nicht, daß ich dieß sage. Was willst Du, Lavalette? Es liegt nicht in Deinem Temperamente, zu jeder Stunde des Tages, dem nächsten besten Ankömmlinge derbe Raufdegenstiche zu versetzen; aber, lieber Freund, wenn Du auch nicht wagehalsig und hurtig bei der Hand bist, so bist Du doch drollig, fein, und spendest bisweilen guten Rath. Du kennest alle meine Angelegenheiten, wie jener andere geringere Freund, bei dem ich nie einen einzigen Augenblick Langeweile empfinde."

„Von wem will Eure Majestät sprechen?" fragte der Herzog.

„Du solltest ihm gleichen, von Epernon."

„Zu diesem Zwecke muß ich aber wissen, wen Eure Majestät meinen."

„O! armer Chicot, wo bist Du?"

Von Epernon erhob sich ganz gereizt.

„Wohlan, was machst Du?" fragte der König.

„Es scheint, Sire, daß Eure Majestät heute bei Gedächtniß ist; dieß ist aber wahrhaftig nicht für Jedermann ein Glück."

„Und warum?"

„Weil Eure Majestät, vielleicht ohne daran zu denken, mit Herrn Chicot mich vergleicht, und ich durch diesen Vergleich mich sehr wenig geschmeichelt fühle."

„Du hast Unrecht von Epernon. Ich kann mit Chicot nur einen Mann vergleichen, den ich liebe, und der mich liebt. Er war ein solider und geistreicher Diener." Und Heinrich stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nicht um dem Meister Chicot zu gleichen, denk'

ich, hat Eure Majestät mich zum Herzoge und Pair gemacht," äußerte von Epernon.

„Ei, bringen wir keine Gegenbeschuldigungen vor," sagte der König mit einem so maliziösen Lächeln, daß der Gascognier, wie schlau und unverschämt er zugleich war, daß er sich bei dieser schüchternen Spötterei unbehaglicher fühlte, als er es bei einem offenen Vorwurfe gewesen wäre."

„Chicot liebte mich," fuhr Heinrich fort, „und fehlt mir, dieß ist Alles, was ich sagen kann. O! wenn ich denke, daß den nämlichen Platz, auf dem Du bist, alle jene jungen, schönen, tapferen und treuen Diener einnahmen, daß dort unten, in dem Armstuhle, auf den Du Deinen Hut legtest, Chicot mehr als hundertmal entschlummerte!"

„Vielleicht war dieß sehr geistreich," entgegnete von Epernon, „aber jedenfalls wenig ehrfurchtsvoll."

„Ach!" fuhr Heinrich fort, „dieser liebe Freund hat jetzt weder Geist noch Leib mehr."

Und er bewegte traurig seinen Rosenkranz von Todtenköpfen hin und her, der ein klägliches Klappern vernehmen ließ, wie wenn er aus wirklichen Knochen wäre gemacht gewesen.

„Ei, was ist denn aus Euerm Chicot geworden, fragte von Epernon unbekümmert."

„Er ist todt!" antwortete Heinrich, „todt, wie Alles, was mich liebt."

„Nun denn, Sire," erwiederte der Herzog, „ich glaube wahrhaftig, daß er wohl daran that, zu sterben; er alterte, jedoch viel weniger, als seine Späße, und man

sagte mir, daß die Nüchternheit nicht seine Lieblingstugend war. Woran ist der arme Teufel gestorben, Sire? An Unverdaulichkeit?"

„Chicot ist an Kummer gestorben, schlechtes Herz," versetzte der König bitter.

„Er wird es Euch gesagt haben, um Euch zum letztenmale lachen zu machen."

„Da täuschest Du Dich: er wollte mich nicht einmal durch die Nachricht von seiner Krankheit betrüben; er wußte, wie sehr ich den Verlust meiner Freunde beklage, er, der mich so oft sie beweinen sah."

„Dann ist wohl sein Geist zurückgekommen."

„Wollte Gott, daß ich ihn wiedersähe, wenn auch als Geist. Nein, sein Freund, der würdige Prior Gorenflot, schrieb mir diese traurige Nachricht."

„Gorenflot? Wer ist dieß?"

„Ein frommer Mann, den ich zum Prior der Jacobiner gemacht habe, und der das schöne Kloster außerhalb des Thores Saint-Antoine, gegenüber dem Kreuze Faubin, in der Nähe von Bel-Esbat bewohnt."

„Sehr gut! Irgend ein schlechter Prediger, dem Eure Majestät eine Priorei von dreißigtausend Livres wird gegeben haben, und sie ihm vorzuwerfen sich wohl hütet."

„Willst Du jetzt gottlos werden?"

„Wenn dieß Eure Majestät von Langeweile befreien könnte . . . würde ich es versuchen."

„Willst Du schweigon, Herzog; Du beleidigest Gott!"

„Chicot war wohl gottlos, und es dünkt mir, daß man es ihm verzieh."

„Chicot ist zu einer Zeit gekommen, da ich noch über etwas lachen konnte."

„Dann hat Eure Majestät Unrecht, ihn zurückzuwünschen."

„Warum?"

„Wenn Ihr über nichts mehr lachen könnet, Sire, würde Euch Chicot, wie lustig er auch war, keinen großen Nutzen leisten."

„Der Mann war zu Allem gut, und ich wünsche ihn nicht bloß wegen seines Geistes zurück."

„Und warum sonst? Wegen seines Gesichtes nicht, denk' ich, denn der Herr Chicot war sehr häßlich."

„Er gab gute Rathschläge."

„Nun, ich sehe wohl, daß Eure Majestät, wenn er noch lebte, einen Siegelbewahrer aus ihm machen würde, wie sie einen Prior aus jenem Kuttenträger machte."

„Herzog, spottet nicht über jene, ich bitte Euch, die mir Zuneigung bethätiget haben, und zu denen ich sie selbst fühlte. Seit Chicot todt ist, ist er mir heilig, wie ein ächter Freund, und wenn ich keine Lust habe, zu lachen, so erwarte ich, daß Niemand lache."

„O! meinetwegen, Sire; ich habe eben so wenig Lust zu lachen, als Eure Majestät. Ich sagte nur hiewegen, daß Ihr so eben erst Chicot wegen seiner guten Laune zurückwünschet, daß Ihr so eben erst mir befahlet, Euch aufzuheitern, während Ihr jetzt wünschet, daß

ich Euch betrübe . . . Parfandious! . . . O! Verzeiht, Sire, dieser verwünschte Fluch entschlüpft mir noch immer."

„Gut, gut, jetzt bin ich abgekühlt; jetzt steh' ich auf dem Punkte, auf dem Du mich sehen wolltest, als Du das Gespräch mit traurigen Aeußerungen anknüpftest. Sag mir also Deine schlimmen Nachrichten, von Epernon; in einem Könige liegt immer die Kraft eines Mannes."

„Ich zweifle nicht daran, Sire."

„Und dieß ist ein Glück, denn da ich schlecht bewacht bin, würde ich, wenn ich mich nicht selbst bewachte, zehnmal des Tages umkommen."

„Was gewissen Leuten, die ich kenne, nicht unangenehm wäre."

„Gegen diese, Herzog, hab' ich die Hellebarden meiner Schweizer."

„Diese sind sehr ohnmächtig, in die Ferne zu reichen."

„Um in die Ferne zu reichen, hab' ich die Musketen meiner Büchsenschützen."

„Das ist hinderlich, um in der Nähe zu treffen; um eine königliche Brust zu beschützen, ist eine starke Brust mehr werth, als Hellebarden und Musketen."

„Ach!" sagte Heinrich, „dieß hatte ich ehemals, und in jeder solchen Brust ein edles Herz; nie wäre man zur Zeit jener lebendigen Wälle mir auf den Leib ge-

kommen, die Quélus, Schomberg, Saint-Luc, Maugiron und Saint-Mégrin hießen."

„Dieß also wünschen Eure Majestät zurück?" fragte von Epernon, der sich seine Genugthuung zu verschaffen gedachte, indem er den König auf dem offenbaren Beweise der Selbstsucht ertappte.

„Vor allen andern Dingen wünsche ich die Herzen zurück, die in einer solchen Brust schlugen," äußerte Heinrich.

„Sire," versetzte von Epernon, „wenn ich mir getraute, so würde ich Eurer Majestät zu bemerken geben, daß ich Gascognier bin, das heißt: vorhersehend und betriebsam; daß ich durch den Geist die guten Eigenschaften zu ersetzen suche, welche mir die Natur versagte: kurz, daß ich Alles thue, was ich kann, das heißt: Alles, was ich soll, und folglich zu sagen das Recht habe: Mag kommen was da will."

„Ah! wie Du Dich herausziehest; da kommst Du, und kramest mir eine Menge wahrer und eingebildeter Gefahren aus, die mir drohen, und wenn es Dir gelungen ist, mich zu erschrecken, beschränkest Du Dich auf die Worte: „Mag kommen was da will," sehr verbunden, Herzog."

„Eure Majestät will also wohl ein wenig an Gefahren glauben?"

„Meinetwegen. Ich will daran glauben, wenn Du mir beweisest, daß Du sie bekämpfen kannst."

„Ich glaube, daß ich es kann."

„Du kannst es?"

„Ja."

„Ich weiß es wohl — Du hast Deine Hülfsmittel, — Deine kleinen Mittel, — Fuchs, der Du bist.“

„Keine so kleinen.“

„So sprich!“

„Williget Eure Majestät ein, sich zu erheben?“

„Warum?“

„Um mit mir zu den alten Gebäuden des Louvre zu gehen.“

„Gegen die Straße de l'Astruce zu.“

„Genau an der Stelle, wo man sich beschäftigte, eine Geräthkammer zu bauen, ein Projekt, welches aufgegeben wurde, seitdem Eure Majestät keine andern Möbel mehr will, als Betstühle und Rosenkränze von Todtenköpfen.“

„Um diese Stunde?“

„Es schlägt zehn Uhr auf der Uhr des Louvre; das ist so spät nicht, dünkt mir.“

„Was werde ich in jenen Gebäuden sehen?“

„Ah! wenn ich's Euch sage, so ist's ein Mittel, daß Ihr nicht kommet.“

„Es ist sehr weit hin, Herzog.“

„Durch die Gallerien geht man in fünf Minuten hin, Sire.“

„Von Epernon, von Epernon!“

„Nun denn, Sire?“

„Wenn das, was Du mir sehen lassen willst, nicht sehr interessant ist, so nimm Dich in Acht.“

„Ich stehe Euch gut dafür, Sire, daß es interessant seyn wird.“

„So gehen wir," entgegnete der König, mit Anstrengung aufstehend.

Der Herzog nahm seinen Mantel, und reichte dem Könige sein Schwert; dann nahm er eine Wachsfackel, und begann in die Gallerie Seiner allerchristlichsten Majestät voranzugehen, die ihm mit einem schleppenden Schritte folgte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schlafsaal.

Obgleich es erst zehn Uhr war, wie Epernon sagte, herrschte bereits eine Todtenstille im Louvre; kaum vernahm man, so wüthend brausete der Wind, die schwerfälligen Schritte der Schildwachen, und das Knarren der Zugbrücken. Wirklich kamen in weniger als fünf Minuten die beiden Spaziergänger zu den Gebäuden der Straße l'Astruce, welche diesen Namen selbst seit der Erbauung von Saint-Germain-l'Auxerrois behalten hatten. Der Herzog zog einen Schlüssel aus seiner Gürtelbörse, ging einige Stufen hinab, durchschritt einen kleinen Hof, öffnete eine bogenförmige Thüre inmitten eines Gestrüppes gelbender Brombeersträuche und an der Schwelle auch noch von hohem Grase umwuchert. Zehn Schritte auf einem finsteren Wege, führten ihn in einen innern Hof, welcher an einer von seinen Ecken

eine steinerne Treppe beherrschte. Diese Treppe mündete in ein weites Gemach aus, oder vielmehr in einen äußerst großen Corridor. Von Epernon hatte auch zu diesem Corridor den Schlüssel. Er öffnete sachte die Thüre desselben, und machte Heinrich auf die wirthschaftliche Benützung aufmerksam, welche ihm, nach Oeffnung dieser Thüre, zunächst in die Augen fiel. Fünfundvierzig Betten waren darin aufgestellt. In jedem von diesen Betten lag ein Schläfer. Der König schaute alle diese Betten an, alle diese Schläfer; dann wendete er sich mit besorgter Neugier zum Herzoge, und fragte ihn: „Wohlan, wer sind alle diese schlafenden Leute?"

„Leute, die heute Abend noch schlafen, aber von morgen an nicht mehr schlafen werden, bis sie die Reihe trifft."

„Und warum werden sie nicht mehr schlafen?"

„Damit Eure Majestät schlafen kann."

„Erkläre dich; alle diese Leute sind also Freunde?"

„Von mir gewählt, Sire, ausgelesen, wie das Korn in der Luft, unerschrockene Gardisten, die Eure Majestät eben so wenig, wie ihr Schatten, verlassen werden, und, lauter Edelleute, die das Recht haben, Eurer Majestät überallhin zu folgen, Euch auf Schwerteslänge Niemand werden nahen lassen.

„Hast Du dieß ersonnen, von Epernon?"

„Ei! mein Gott! ja, ich allein, Sire."

„Man wird darüber spotten."

„Nein, man wird sich darob fürchten."

„Diese Edelleute sind also sehr schrecklich?"

„Sire, sie sind eine Meute, die Ihr, nach Belieben, auf jedes Wild hetzen könnet, und welche, da sie nur Euch kennen, nur mit Eurer Majestät in Verbindung stehen, nur an Euch sich wenden werden, um Licht, Wärme und Leben zu haben."

„Aber dieß wird mich zu Grunde richten."

„Richtet sich ein König jemals zu Grunde?"

„Ich kann bereits die Schweizer nicht mehr bezahlen."

„Schauet diese neuen Ankömmlinge wohl an, Sire, und sagt mir, ob sie Euch Leute von großem Aufwande scheinen?"

Der König warf einen Blick auf diesen langen Schlafsaal, der einen selbst der Aufmerksamkeit eines an die schönen baukünstlerischen Eintheilungen gewöhnten Königs, höchst würdigen Anblick bot. Dieser lange Saal war seiner ganzen Länge nach von einer Scheidewand durchzogen, in welcher der Baumeister fünfundvierzig wie eben so viele Capellen sich aneinander reihende Alkoven angebracht hatte, dem Durchgange gegenüber, an einem von dessen äußersten Enden der König und von Epernon standen. Eine Thüre in jedem von diesen Alkoven, führte in eine Art von anstoßendem Gemache. Diese sinnreiche Eintheilung bewirkte, daß jeder Edelmann sein öffentliches und sein geheimes Leben hatte. Oeffentlich erschien er durch den Alkoven. Im Kreise der Seinigen versteckte er sich in seiner kleinen Loge. Die Thüre von jeder dieser kleinen Logen stieß an einen Balkon, der die ganze Länge des Gebäudes einnahm.

Der König begriff gleich anfangs diese sinnreichen Abtheilungen nicht. „Warum lasset Ihr mir Alle so in ihren Betten schlafend sehen?“ fragte der König.

„Weil ich dachte, Sire, daß Eure Majestät auf diese Weise die Besichtigung leichter würde vornehmen können. Ferner haben diese Alkoven, von denen jeder mit einer Nummer versehen ist, den Vortheil, diese Nummer auf ihre Bewohner überzutragen. Jeder von diesen Bewohnern wird also, je nach dem Bedürfnisse, ein Mann oder eine Ziffer seyn.“

„Das ist sehr gut ausgedacht,“ versetzte der König, besonders wenn wir allein den Schlüssel dieser ganzen Arithmetik bewahren. Aber die Unglücklichen werden ersticken, wenn sie immer in diesem Loche sitzen müssen.

„Eure Majestät wird, wenn sie es wünscht, den Rundgang mit mir machen, und in die Wohnungen von jedem von ihnen treten.“

„Gott'sblitz! welche Geräthkammer hast Du mir da angelegt, von Epernon!“ sagte der König, indem er die Stühle mit den abgelegten Kleidern der Schläfer beladen sah. „Wenn ich die Fetzen dieser lockeren Bursche darin einsperre, wird Paris viel lachen.“

„Es ist Thatsache, Sire,“ antwortete der Herzog, „daß meine Fünfundvierzig nicht sehr prächtig gekleidet sind; aber, Sire, wenn sie Alle Herzoge und Pairs gewesen wären...“

„Ja, ich begreife,“ unterbrach ihn der König lächelnd, „sie würden mir mehr kosten, als sie mir kosten werden.“

„Nun denn, das ist's eben, Sire.“

„Wie viel werden sie mir kosten? Sprich! Dieß wird mich vielleicht bestimmen, denn, wahrhaftig, von Epernon, das Aussehen ist nicht lockend."

„Sire, ich weiß wohl, daß sie ein wenig abgemagert und von der Sonne gebräunt sind, — die in unserer südlichen Provinz scheint, — aber ich war mager und gebräunt, wie sie, als ich nach Paris kam; sie werden fett und weiß werden, wie ich."

„Hm!" sagte Heinrich, mit einem Seitenblicke auf von Epernon. Dann fügte der König nach einer Pause hinzu: „Weißt Du, daß Deine Edelleute wie Kirchensänger schnarchen?"

„Sire, man muß sie nicht nach dieser Uebersicht beurtheilen; sie haben heute Abend sehr gut gegessen."

„Horch, da träumt Einer ganz laut," bemerkte der König, neugierig lauschend.

„Wirklich?"

„Ja; was spricht er denn? Horch!"

In der That stieß einer von den Edelleuten, dessen Kopf und Arme zum Bette heraushingen, mit halbgeschlossenem Munde einige abgebrochene Worte mit einem melancholischen Lächeln aus. Der König näherte sich ihm auf den Zehen.

„Wenn ihr ein Weib seyd," sagte er, „so fliehet, fliehet!"

„Ah! ah!" rief der König aus, „der ist galant!"

„Was haltet Ihr von ihm, Sire?"

„Sein Gesicht gefällt mir ziemlich."

„Von Epernon näherte seine Fackel dem Alkoven.

„Auch hat er weiße Hände und einen gut gekämmten Bart.“

„Herr Ernauton von Carmainges ist's, ein hübscher Junge, und der es weit bringen wird.“

„Er hat irgend eine flüchtige Liebschaft daheim zurückgelassen, der arme Teufel!“

„Um keine andere Liebe mehr zu hegen, als jene zu seinem Könige, Sire, wir werden ihm dieses Opfer anrechnen.“

„O! o! das ist ein bizarres Gesicht, welches nach Deinem Herrn kommt. — Wie doch hießest Du ihn?“

„Ernauton von Carmainges.“

„Ah ja! — Zum Henker, was für ein Hemd hat die Nummer 3! Man möchte es für einen Bußsack halten.“

„Dieser ist Herr von Chalabre; wenn er Eure Majestät zu Grunde richtet, so wird's nicht geschehen, ich bürge Euch dafür, ohne sich ein wenig zu bereichern.“

„Und dieses andere finstere Gesicht, und der nicht von Liebe zu träumen scheint?“

„Welche Nummer, Sire?“

„Nummer 12.“

„Ein tüchtiger Haudegen, — ein ehernes Herz, ein Mann, der sich zu helfen weiß, Herr von Sainte-Maline, Sire.“

„Ah! je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich, daß Du da eine Idee gehabt hast, Lavalette?“

„Ich glaub's wohl! beurtheilt nur ein wenig, Sire, welche Wirkung diese neuen Wachhunde hervorbringen

dürften, die Eure Majestät eben so wenig verlassen werden, wie der Schatten den Leib; diese großen Hofhunde, die man nie irgendwo sah, und welche bei der ersten Gelegenheit sich auf eine Art zeigen werden, die uns Allen Ehre machen wird."

„Ja, ja, Du hast Recht, es ist eine Idee. Aber warte doch."

„Was?"

„Sie werden mir nicht in diesem Anzuge wie mein Schatten folgen, hoff' ich. Mein Leib hat ein gutes Ansehen, und ich will nicht, daß sein Schatten, oder vielmehr seine Schatten ihm Unehre machen."

„Ah! wir kommen damit auf die Zifferfrage zurück, Sire?"

„Gedachtest Du, ihr auszuweichen?"

„Nein, im Gegentheile, sie ist in allen Verhältnissen die Hauptfrage; aber hinsichtlich dieser Ziffer hab' ich noch eine Idee gehabt."

„Von Epernon! von Epernon!" sagte der König.

„Was wollet Ihr, Sire? Der Wunsch, Eurer Majestät zu gefallen, verdoppelt meine Einbildungskraft."

„Nun, heraus mit dieser Idee!"

„Wohlan, wenn es von mir abhinge, fände Jeder von diesen Edelleuten morgen früh auf dem Stuhle, der seine Lumpen trägt, eine Börse von — tausend Thalern — als Bezahlung für das erste Semester."

„Tausend Thaler für das erste Semester, sechstausend Livres jährlich. Geht doch, Ihr seyd verrückt, Herzog. Ein vollständiges Regiment würde nicht so viel kosten."

„Ihr vergesset, Sire, daß sie die Schatten Eurer Majestät zu seyn bestimmt sind; und Ihr wünschet, wie Ihr selbst gesagt, daß Eure Schatten anständig gekleidet seyen. Jeder wird also mit einem Theile dieser tausend Thaler sich so kleiden und bewaffnen, daß er Euch Ehre macht. Und was das Wort Ehre betrifft, lasset den Gascogniern die Leine ein wenig schlaff. Würden nun fünfzehnhundert Livres für die Equipirung verwendet, so blieben viertausendfünfhundert Livres für das erste Jahr, dreitausend für das zweite und die Uebrigen."

„Das ist annehmbar."

„Und Eure Majestät nimmt an?"

„Es ist nur eine Schwierigkeit dabei, Herzog."

„Welche?"

„Der Geldmangel."

„Der Geldmangel?"

„Ei, Du sollst es besser wissen, als Jemand, daß dieß kein schlechter Grund ist, den ich Dir angebe, da Du Dir Deine Anweisung noch nicht konntest bezahlen lassen."

„Sire, ich habe ein Mittel gefunden."

„Zu machen, daß ich Geld bekomme?"

„Für Ihre Garde, ja, Sire."

„Irgend ein Knauserstreich," dachte der König, von Epernon seitwärts anschauend. Dann sagte er ganz laut: „Nenne mir dieses Mittel."

„Man hat, gerade heute vor sechs Monaten, ein Edikt über die Wild- und Fischrechte in die Register eingetragen."

„Das ist möglich."

„Die Bezahlung des ersten Semesters hat fünfundsechzigtausend Thaler ertragen, die der königliche Schatzmeister diesen Morgen in die Cassa thun wollte, als ich ihm bemerkte, es nicht zu thun, so daß er das Steuergeld, anstatt es in den Schatz zu legen, zur Verfügung Eurer Majestät bereit hält."

„Ich bestimmte es zu Kriegen, Herzog."

„Wohlan, das ist's eben, Sire. Die erste Bedingung des Krieges ist, Leute zu haben; das erste Interesse des Königreiches ist der Schutz und die Sicherheit des Königs; durch die Bezahlung der Garde des Königs erfüllt man alle diese Bedingungen."

„Dieser Grund ist nicht übel; aber nach Deiner Rechnung seh' ich nur fünfundvierzigtausend Thaler verwendet; es bleiben mir also noch zwanzigtausend Thaler davon für meine Regimenter."

„Um Vergebung, Sire, ich habe, unbeschadet des Willens Eurer Majestät, über diese zwanzigtausend Thaler verfügt."

„Ah! Du hast darüber verfügt?"

„Ja, Sire, sie werden eine Abschlagszahlung auf meine Anweisung seyn."

„Ich wußte es wohl," erwiederte der König, „Du giebst mir eine Garde, um zu Deinem Gelde zu kommen."

„O! ist es denn möglich, Sire!"

„Aber warum gerade die Zahl Fünfundvierzig?" fragte der König, zu einer andern Idee übergehend.

„Höret, Sire. Die Zahl Drei ist ursprünglich und

göttlich. Ferner ist sie bequem. Wenn zum Beispiel ein Reiter drei Pferde hat, so ist er nicht zu Fuß: das zweite ersetzt das erste, welches müde ist; und dann bleibt noch ein drittes, um im Falle einer Wunde oder Krankheit das zweite abzulösen. Ihr werdet also immer dreimal fünfzehn Edelleute haben; fünfzehn im Dienste, dreißig, welche ausruhen werden. Jeder Dienst wird zwölf Stunden dauern. Und während dieser zwölf Stunden werdet Ihr immer fünf zur Rechten haben, fünf zur Linken, zwei vorne und drei hinten. Da versuche man es einmal, bei einer solchen Garde, Euch anzugreifen!"

„Par la mordieu, das ist geschickt berechnet, Herzog, und ich mache Dir mein Compliment dazu."

„Betrachtet sie, Sire; sie machen wahrhaftig eine sehr gute Wirkung."

„Ja, gekleidet werden sie nicht übel seyn."

„Glaubt Ihr jetzt, daß ich das Recht habe, von Gefahren zu sprechen, die Euch drohen, Sire?"

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Ich hatte also Recht?"

„Es mag seyn."

„Herr von Joyeuse wäre nicht auf diesen Einfall gerathen."

„Von Epernon! von Epernon! es ist nicht liebreich, von Abwesenden Böses zu sprechen."

„Parfandious! Ihr sprechet viel Böses von Gegenwärtigen, Sire."

„Ah! Joyeuse begleitet mich immer. Joyeuse war heute bei mir auf dem Grèveplatze."

„Wohlan, Sire, ich war hier, und Eure Majestät sieht, daß ich meine Zeit nicht dabei verlor."

„Ich danke, Lavalette."

„Apropos, Sire," versetzte von Epernon nach einer Pause des Schweigens, „ich wollte Eure Majestät um etwas bitten."

„Ich verwunderte mich wirklich sehr, Herzog, daß Du mich um nichts batest."

„Eure Majestät ist heute bitter, Sire."

„Ei, nein, Du verstehst mich nicht, mein Freund," erwiederte der König, dessen Spott die Rache befriediget hatte, „oder vielmehr Du verstehst mich schlecht; ich sagte, daß Du, da Du mir einen Dienst geleistet, ein Recht besaßest, mich um etwas zu bitten, bitte also."

„Das ist etwas Anderes, Sire. Uebrigens ist das, um was ich Eure Majestät bitte, ein Amt."

„Ein Amt! Du, General-Oberst der Infanterie, Du willst noch ein Amt; es wird Dich zermalmen."

„Ich bin stark, wie Simson, für den Dienst Eurer Majestät; für den Dienst Eurer Majestät könnte ich den Himmel und die Erde tragen."

„So verlange," sagte der König seufzend.

„Ich wünsche, daß Eure Majestät mir das Commando über diese fünfundvierzig Edelleute verleihe."

„Wie," erwiederte der König, „Du willst vor mir, hinter mir gehen? Du willst Dich so sehr aufopfern, Du willst Capitaine des Gardes werden?"

„Nein, nein, Sire!"

„Das laß ich mir gefallen! Was willst Du also sonst? Sprich!"

„Ich will, daß diese Gardisten, meine Landsleute, mein Commando besser verstehen, als jenes eines jeden Andern; aber ich werde ihnen weder vorausgehen, noch folgen. Ich werde einen Stellvertreter haben."

„Da steckt noch etwas dahinter," dachte Heinrich, den Kopf schüttelnd; dieser Teufelsmann giebt immer, um zu bekommen." Dann fügte er laut bei: „Nun denn, meinetwegen, Du wirst Dein Commando bekommen."

„Nicht öffentlich?"

„Ja. Aber wer wird denn officiell der Anführer meiner Fünfundvierzig seyn?"

„Der kleine Loignac."

„Ah! desto besser!"

„Ist er Eurer Majestät anständig?"

„Vollkommen."

„Dieß ist also beschlossene Sache, Sire?"

„Ja, aber . . ."

„Aber?"

„Welche Rolle spielt dieser Loignac neben Dir?"

„Er ist mein Epernon, Sire."

„Dann kostet er Dir viel," brummte der König.

„Was sagt Eure Majestät?"

„Ich sage, daß ich den Vorschlag annehme."

„Sire, ich gehe zu dem königlichen Schatzmeister, um die fünfundvierzig Börsen zu holen."

„Diesen Abend?"

„Müssen sie nicht unsere Leute morgen früh auf ihren Stühlen finden?“

„Richtig. Geh, ich kehre heim.“

„Zufrieden, Sire?“

„Sehr.“

„Jedenfalls gut bewacht.“

„Ja, von Leuten, die mit geballten Fäusten schlafen.“

„Sie werden morgen wachen, Sire.“

Von Epernon geleitete Heinrich bis zur Thüre der Gallerie, und verließ ihn, indem er bei sich sagte: „Wenn ich nicht König bin, so hab' ich doch Gardisten, wie ein König, und die mir nichts kosten — parfandious!“

(Ende des ersten Theiles.)